

Diese Zeitung erscheint jede Woche Sonnabends. Preis vierteljährlich durch die Post bezogen 1,20 Mk. ...

Der Proletarier

Anzeigenpreis: 50 Pf. für die 3 gespalt. Zeile. Geschäftsanzeigen werden nicht aufgenommen.

Organ des Verbandes der Fabrikarbeiter Deutschlands

Postfachkonto: Nr. 358 15 Postfachamt Hannover.

Verlag von A. T. o. p. Druck von E. A. S. Meißner & Co., beide in Hannover.

Redaktionschluss: Montag morgen 9 Uhr. Verantwortlicher Redakteur: Sebastian Prall, Hannover.

Redaktion und Expedition: Hannover M., Rathenauplatz 2. Fernsprechanstalt 2 28 41 und 2 28 42.

Aus

Harzburg im Ländchen Braunschweig erkante am 12. Oktober 1931 die Fansare zur Sammlung aller Reaktionäre. Damit hat das Wort

Harzburg

für die Arbeiterschaft einen unangenehmen Klang bekommen. Es verbindet sich mit dem Begriff „Faschismus“.

Kam

der demagogische Schrei „Nieder mit dem Marxismus!“, d. h. „Nieder mit den Gewerkschaften — alle Macht den Aufsichtsräten und den obengenannten Herren!“ Wenn

der

Schrei nach Macht Erfolg gehabt hätte, wäre die Arbeiterschaft heute niedergeschlagen. Noch festerer Zusammenschluß der Arbeiterschaft ist notwendig, damit der faschistische

Gifthauch

aus Harzburg nicht alle Errungenschaften der Arbeiterschaft vernichten kann. Deshalb Einigkeit, Geschlossenheit der Arbeiterschaft, Kampf dem Faschismus, Kampf diesen Prinzen, Generalen und Kapitalisten!

Heran an den Feind!

„Das ist der Unverstand der Massen, den nur des Geistes Schwert durchbricht.“

Groß ist die Arbeitslosigkeit, schwer ist die Krise; sie lastet drückend auf einer großen Zahl deutscher Volksgenossen. Nur jene, die nie Not litten, die über den Segen der Arbeit verfügen, leiden weder physisch noch seelisch.

Wir müssen sie holen

mit allen Mitteln der kollegialen Werbung. Wir, die Funktionäre, müssen planmäßig den Kampf organisieren gegen den Feind Indifferenzismus. Wir dürfen uns nicht überrennen oder auch nur zurückdrängen lassen von rohen Wurschen, von Leuten der Gasse.

greifen wir zur Hausagitation,

denn sie ist immer möglich. Einer muß vorangehen, einer muß das Beispiel geben, einer muß anfeuern. Wer ist der erste? Der ist der Beste. Wer hat die Führereigenschaften? Er führe! Während der ganzen Wintermonate Hausagitation betrieben ist besser, als in öffentlichen Versammlungen den Klammeln von links und rechts ein Podium zu geben für ihre Flachheiten und Roheiten.

Den Feind in den eigenen Reihen,

die Unvernunft, können wir nicht erfolgreich bekämpfen, wenn er in Massen auftritt. Die Masse hat kein Urteil, die Masse kann nicht denken; sie war zu allen Zeiten das Opfer der Demagogen. Deshalb müssen wir unsere feindlichen Freunde, d. h. unsere Klassengenossen, überzeugen und gewinnen von Mann zu Mann. Unsere Waffe ist die geistige; sie wird, falls nachhaltig angewandt, Dauerfolge bringen; sie wird die physische Waffe, den Dolch, den Schlagring, den Revolver, besiegen. Nur muß diese Überzeugung selbst fest begründet sein. Wer diese Überzeugung nicht hat, der kann nicht erfolgreich wirken. Wir befinden uns heute in einer

wirtschaftlichen und geistigen Krise.

Die zuletzt genannte können wir mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln der Aufklärung überwinden.

Haben wir in einem Betrieb einen Stamm guter, treuer Mitglieder, so können wir eine Mitgliederversammlung für den Betrieb oder für je eine Abteilung anberaumen. Unsere Mitglieder sollen alle Unorganisierten ihrer Abteilung einladen, allerdings nur jene, die vertrauenswürdig sind. Unsere

Mitglieder in den Betrieben können auch diejenigen, die den größten Widerstand gegen die Organisation leisten, für ihre Abteilerung machen. Bei diesem persönlichen Widerstand muß der Hebel angelegt werden. Zeit, Ort und Personen für die Inangriffnahme zur geistigen Niederrichtung dieses Widerstandes müssen gut gewählt sein.

Aber vor allem: der Motor für die zu leistende Organisationsarbeit muß allerorts angekurbelt werden. Ohne Motor läuft keine Maschine, auch nicht die Organisationsmaschine.

Konzentrieren wir alle verfügbare Kraft auf diesen Punkt!

Wir müssen eine Schlacht gewinnen, und dazu brauchen wir Soldaten. Sie gilt es zu werben, zu schulen, zu disziplinieren. Die Zeit ist für uns. Rufen wir sie gut aus, dann kann uns der Gegner nicht überrumpeln. Das Unternehmertum stützt sich auf Verleumdung, Geld und Dummheit; wir stützen uns auf Wahrheit und Klarheit. Der Gegner ist im Abstieg, wir im Aufstieg; dem Gegner gehört die Vergangenheit, uns die Zukunft. Deshalb überall an die Arbeit!

Wir werden über alle Widerstände fliegen, weil wir wollen und müssen!

Erste Ausschusssitzung des AOSB.

Am 2. Oktober 1931 trat der Bundesausschuß des AOSB, unter dem Vorsitz von Leipzig zu seiner ersten Sitzung nach dem Frankfurter Gewerkschaftskongreß zusammen. Gegenstand der Beratungen waren in erster Linie die drohenden Verschlechterungen auf dem Gebiete der Sozialpolitik und des Tarifrechts sowie der Kampf um die Erhaltung der Löhne, deren planmäßiger Abbau in den letzten anderthalb Jahren ohnehin schon zu einer krisenverschärfenden Zerstörung der Kaufkraft geführt hat.

Einen

geistig starken und physisch (zahlenmäßig) mächtigen Damm wollen wir bauen. Einen

Damm

der uns Arbeitnehmer schützt vor dem bösen Feind, der heute gegen uns, die Volksgenossen, den Kampf führt mit sinkender Verleumdung und mit der Mordwaffe. Wir

wollen

eine gewerkschaftliche Front bauen, stark und mächtig, an der sich der Gegner seine eiserne Stirn einrennt, und ferner wollen

wir

in unserer gewerkschaftlichen Organisation edle, gute Menschen heranbilden, und wir wollen auch jenen Klaffgenossen die Hand reichen, die der Gegner zu Helfen gemacht hat. Kommt alle, ihr Arbeiter und darbenben Menschenfreunde, und helft

bauen,

damit eine bessere Welt werde.

Der stellvertretende Vorsitzende, Graßmann, erstattete den Bericht über die Tätigkeit des Bundesvorstandes. Er ging dabei aus von den Gerüchten, die über die Pläne der Reichsregierung bezüglich der Umgestaltung der sozialpolitischen Einrichtungen und insbesondere eingreifender Maßnahmen auf dem Gebiete der Arbeitslosenversicherung sowie einer Lockerung des Tarifrechts durch die neue Notverordnung in Umlauf sind. Der Bundesvorstand hat versucht, sich durch unmittelbare Verhandlungen mit dem Reichskanzler und dem Reichsarbeitsminister Klarheit über die beabsichtigten Maßnahmen zu verschaffen, Maßnahmen, die offenbar zunächst sehr viel weitergehende Ziele verfolgten.

Was die Lockerung des Tarifrechts angeht, so ist dabei schwer zu entscheiden, ob die geplanten Maßnahmen auf den Einfluß der Arbeitgeber, insbesondere der Schwerindustrie und der Bergbauindustriellen zurückgehen, die ja seit Jahren diese Pläne verfolgen, oder ob der Sturz des englischen Pfundkurses die Regierung zu der Auffassung gebracht hatte, daß auf keinem anderen Wege die wirtschaftliche Lage eine Erleichterung erfahren kann.

Die Verhandlungen der Gewerkschaften und der Partei mit der Regierung hatten ohne Zweifel das positive Ergebnis gehabt, daß eine Renegulung des Tarifrechts in diesem seinem Befand gefährdenden Sinne nicht in die neue Notverordnung aufgenommen worden ist. Damit ist die Gefahr freilich noch keineswegs abgemindert, da in der zweiten Hälfte des Monats Oktober eine neue Notverordnung bevorsteht.

Die Reichsregierung wird ferner geneigt, dem ständigen Drängen der Arbeitnehmer zu folgen und im Vorstadium der Reichsanstalt einen Beschluß durchzusetzen, der die Herabsetzung der Arbeitslosenunterstützungssätze auf die Höhe der Krisenunterstützung bei gleichzeitiger Verkürzung der Unterstüzungsdauer von 26 auf 18 Wochen, für die Saisonarbeiter von 20 auf 14 Wochen, enthalten sollte. In zahlreichen Verhandlungen haben sowohl die Gewerkschaftsvertreter als auch die SPD-Fraktion die Regierung auf das Unerträgliche einer solchen Maßnahme hingewiesen und den schärfsten Widerstand angekündigt für den Fall, daß sie trotzdem durchgeführt würde.

In den Bericht des Kollegen Graßmann schloß sich eine sehr eingehende Aussprache, an der sich nicht nur die Verbandsvorstände, sondern insbesondere auch die Lohnpolitiker der einzelnen Verbände beteiligten. Die Debatte ergab die einmütige Ablehnung jedes Eingriffs in das geltende Tarifrecht. Die Gewerkschaften sind entschlossen, an den grundsätzlichen Bestandteilen des Tarifrechts unter allen Umständen festzuhalten. Tarifverträge, die weitgehende Abweichungen von den getroffenen Vereinbarungen in der einen oder anderen Form zulassen, haben für die Gewerkschaften keinen Wert.

Die Behandlung der Arbeitszeitfrage durch die Regierung hat sich zu einem offenen Skandal entwickelt. Die Gewerkschaften müssen auf dem strikten Verbot aller Überstunden, die gerade in letzter Zeit stark zunehmen, bestehen und darüber hinaus das Ziel der Vierzigstundenwoche mit Entschiedenheit verfolgen. Die ganze gegenwärtige Regierungskunst bestehe nur noch darin, immer mehr Arbeitslose zu schaffen, nur das könne der Effekt der fortwährenden Drosselung der öffentlichen Ausgaben sein.

Nachdem die Aussprache abgeschlossen war, ging Leipzig auf den Besuch von Laval und Briand in Berlin ein. Er erinnerte daran, daß die Unterredung zwischen den deutschen und französischen Wirtschaftskomitees geführt habe. In das Komitee sollen auch Vertreter der Arbeitnehmer beider Länder gewählt werden. Einem Vorschlag des Bundesvorstandes folgend, werden Willi Eggerl und Fritz Larnow dazu bestimmt.

Frauenfragen.

Internationale Entwicklung des Frauenschutzes.

Die Beschäftigung der Frau in der gewerblichen Produktion macht eine aufmerksame Überwachung der Bedingungen, unter denen sich ihre Arbeit vollzieht, notwendig. Der vom Internationalen Arbeitsamt herausgegebene Jahresbericht läßt erkennen, daß auch im Jahre 1930 der Schutz der Arbeiterinnen durch gesetzliche Bestimmungen in zahlreichen Ländern ausgebaut und vervollständigt wurde. In Deutschland wurde eine wissenschaftliche Erhebung über die Folgen der gewerblichen Frauenarbeit auf die Mutterschaft durchgeführt. Außerdem wurden im Jahre 1930 mehrere Bestimmungen gegen die Beschäftigung von Frauen in Walz- und Hammerwerken sowie in der Glasindustrie und bei Arbeiten mit bleibhaltigen Stoffen genauer umschrieben. In Belgien wurde durch eine Verordnung die Beschäftigung von Frauen in der Leim- und Gelatineindustrie geregelt. Bolivien verbietet nach seinen neuesten Vorschriften die Beschäftigung von Frauen und Kindern ganz oder teilweise in gesundheitsgefährlichen Gewerben oder bei Arbeiten, die körperliche und moralische Gefahren mit sich bringen. Ferner wurde das Höchstmaß für Traglasten sowie die Arbeitszeit und die Ruhepausen für Frauen festgesetzt. Das neue chinesische Fabrikgesetz vom 30. Dezember 1929 enthält Bestimmungen über das Verbot der Nachtarbeit und schützt die Mutterschaft. Es regelt ferner die Beschäftigung von Frauen in gesundheitsgefährlichen und gefährlichen Gewerben und setzt den Grundsatz des gleichen Lohnes für gleiche Arbeit fest. Das chinesische Fabrikgesetz bringt den internationalen Arbeiterschutz in der asiatischen Welt ein beträchtliches Stück vorwärts. Finnland verbot im Jahre 1930 die Beschäftigung von Frauen unter 20 Jahren bei gewissen Arbeiten des Be- und Entladens, während Frankreich und Hongkong die bereits bestehenden Bestimmungen über die Beschäftigung von Frauen bei gefährlichen Arbeiten vervollständigen. Das englische Arbeitsministerium hat sich mit den Briekfindustriellen in Verbindung gesetzt, um bessere Bedingungen für die Beschäftigung der Arbeiterinnen zu erlangen. In Niederländisch-Indien und Tanganjika wurde die Beschäftigung von Frauen bei Unterfagarbeiten verboten. Das polnische Arbeitsministerium befaßt sich damit, die Folgen des Gesetzes von 1924 über die Beschäftigung von Frauen festzustellen. Das türkische Gesetz über öffentliche Hygiene enthält neben Bestimmungen über den Mutterschutz einen

Was

der Preisindex für den Unternehmer ist, kann er nicht für den Arbeiter sein, weil beide wirtschaftlich zu verschieden gestellt sind. Auf unsere Frage: „Was

wollt

ihr mit dem Preisindex?“ geben wir als Antwort eine neue Frage: Wollt

ihr

käufchen, verdunkeln oder trösten? Was nützen den Arbeitslosen, den Kurzarbeitern, den hungernden Rentnern usw. niedrige Preise? Sie können sich

mit

ihren paar Pfennigen nur das Schlechteste kaufen. Bekanntlich sind aber die schlechtesten Waren die teuersten. Also was wollt ihr mit

dem

Preisindex beweisen, wenn er um 10 Prozent, der Lohn aber um 60 Prozent gesunken ist? Was nützt dem, der aus Not seine Familie tötet, der

Preisindex?

Borgen

und Besseln macht verächtlich, macht verhandlungsunfähig, macht bündnisunfähig, so sagte Herr Schacht in Harzburg bei der Zusammenkunft der Unternehmer

und

Ihrer von ihnen bezahlten Lohschläger. Schacht meinte allerdings das Verhältnis Deutschlands zum Auslande. Wenden wir den Satz auf die Arbeiterschaft an, dann heißt er: Müssen die Arbeiter um Lohn und Arbeit

betteln

dann sind sie nicht mehr tariffähig, und man behandelt sie verächtlich wie früher, als es noch keine Gewerkschaften gab. Deshalb, Kolleginnen und Kollegen,

macht

alle Anstrengungen, die Unorganisierten in den Verband zu bringen, sagt ihnen, daß nicht nur das Unternehmertum sie als

verächtlich

betrachtet, sondern auch die organisierten Klassengenossen, die auch für sie seit Jahren gekämpft haben!

Hinweis auf eine spätere Regelung der Beschäftigung von Frauen bei gesundheitsgefährlichen und gefährlichen Arbeiten. Der Schutz für Frauen und Mütter ist überall in der Ausdehnung begriffen. Die internationale Gewerkschaftsbewegung ist daran hervorragend beteiligt. Ohne ihre rastlose Tätigkeit in allen Ländern und des Internationalen Gewerkschaftsbundes auf internationaler Basis wären solche Fortschritte nicht zu verzeichnen gewesen. Dabei wollen wir natürlich nicht der Tätigkeit des Internationalen Arbeitsamts verzeihen. Dieses Amt ist ein starker Schutz internationaler Sozialpolitik.

Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung.

Geschäftslente lassen sich Renten verpfänden!

Unter der Überschrift „Geschäfte mit der Not“ bringt „Der Deutsche“, das Organ der christlichen Gewerkschaften, in seiner Nummer 237, vom 14. Oktober 1931, eine Veröffentlichung, nach der in Neustadt a. d. Harz eine größere Anzahl von Geschäftslenten die Not ihrer Mitmenschen dadurch anzunehmen suchen, daß sie sich die Invalidenrenten der Betroffenen abtreten lassen.

Der Bund christlicher Invaliden hat den folgenden Abtretungsvertrag veröffentlicht:

Die Rentnerin St. erklärt sich außer den bei der Firma K. üblichen Bedingungen damit einverstanden, daß die Firma K. die von St. zu beanspruchende Rente (gemäß Rentenkarte Nr. ...) abhebt und 22,45 Mk. — zweimonatlich Mark 45 Pf. — monatlich einbehält als Abschlagszahlung.

Die Firma K. hat bis zur vollständigen Auszahlung des Eigentumsrecht an den verkauften Waren. Falls der Firma K. einmal die Rente nicht ausbezahlt werden sollte, aus Gründen, die die Rentnerin St. vernachlässigt hat, so ist ausdrücklich vereinbart, daß die Firma K. das Strafverfahren einleiten kann.

Nach dem Bericht des oben erwähnten Bundes sollen in Neustadt mehr als 40 Geschäftslente die Rentenheime von Invaliden besitzen und die fälligen Renten abgeben.

Dieses Vorgehen der Geschäftslente ist geradezu ein Verbrechen an den von Hunger und Not geplagten Menschen.

Dem in Beschäftigung stehenden Arbeitnehmer steht der Schutz des § 394 BGB. und des Lohnbeschlagnahme-Gesetzes zur Seite. Durch diese Bestimmungen schützt der Gesetzgeber einen Teil des Lohnes bzw. Gehalts, und zwar den zum Lebensunterhalt unbedingt notwendigen, vor dem Zugriff. Die Arbeitnehmer sollen also vor dem größten Elend bewahrt werden.

Obwohl die Renten aus der Sozialversicherung durchweg bei weitem nicht die Höhe des durch das Lohnbeschlagnahme-Gesetz geschützten Betrages erreichen, sind nun die Rentgläubiger und vielleicht auch noch andere Geschäftslente brutal genug, diesen Armen der Armen noch erhebliche Teile hiervon zu entziehen.

Wie ist nun die Rechtslage in diesen Fällen?

So wie der § 394 des BGB. und das Lohnbeschlagnahme-Gesetz den Lohn bzw. das Gehalt der Arbeitnehmer schützen, so schützt der § 119 KVO. die Leistungen aus Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung, der § 93 des Versicherungsverfallgesetzes für Angehörige die Leistungen aus der Angestelltenversicherung und die Paragraphen 111 und 219 VAVG. die Arbeitslosenunterstützung vor der Abtretung, Verpfändung oder Pfändung.

In ihrem ersten Absatz zählen § 119 KVO. und § 93 VAVG. alle diejenigen Fälle auf, in denen die Renten oder sonstigen Bezüge übertragen, verpfändet oder gepfändet werden können. Die Übertragung oder Verpfändung an Gläubiger für geleistete Ware usw. ist durch diese Bestimmungen jedoch ausgeschlossen. Auf Grund des Absatzes 2 des § 119 KVO. und des § 93 VAVG. ist eine Übertragung oder Verpfändung der Leistungen bzw. Renten aus der Sozialversicherung an solche Gläubiger nur mit Zustimmung des Versicherungsamtes rechtmäßig zulässig. Ist eine solche Zustimmung aber nicht eingeholt oder erteilt, dann ist die Übertragung, Verpfändung oder Pfändung rechtmäßig.

Eine vom Versicherungsamt nicht genehmigte Übertragung, Verpfändung oder Pfändung verleiht daher gegen ein gesetzliches Verbot (§ 119 KVO. oder § 93 VAVG.) und ist gemäß § 134 BGB. nichtig.

Hieraus ergibt sich aber auch, daß die betreffenden Rentenempfänger (Gläubiger) ihre Übertragungsverträge gegenüber den fraglichen Geschäftslenten (Gläubigern) aufheben und die Rückgabe der ihnen zugehörigen Rentenheime verlangen können.

Es empfiehlt sich schließlich noch, vorzüglich das in Frage kommende Postamt bzw. die Stellen, die die Auszahlung der Leistungen vollziehen, auf die Rechtmäßigkeit der Verpfändung bzw. Übertragung aufmerksam zu machen und somit die Auszahlung der Rente an den betreffenden Gläubiger zu sperren.

Joseph Milewicz (Hannover).

Gewerkschaftliche Nachrichten.

„Tüchtige Arbeitervertreter“ im Leunaerwerk.

Ein Kollege kommt zum Betriebsratsvorsitzenden Möbius. Der Betriebsratsvorsitzende Schütze ist auch anwesend. Der Mann hat also „Gute“, er kriegt gleich zwei RGO-Berichter an; er ist überzeugt, hier wird ihm bestimmt geholfen. Es beginnt nun folgendes Gespräch:

Der Leunaerarbeiter: „Du, Kollege Möbius, wer ist eigentlich in der Wohnungskommission? In der Gagsah-Stiedlung passieren allerlei Geschichten, da müßte doch einmal etwas geschehen.“

Der Betriebsratsvorsitzende Möbius: „Ja, Kollege, im Augenblick kann ich dir das nicht sagen, wer in der Wohnungskommission ist. Wart einmal — Wohnungskommission — Wohnungskommission — ja — da müssen wir einmal nachsehen.“ (Soll Warten.)

Der Leunaerarbeiter (steht sich im Raume um und entdeckt an der Wand einen Zettel): „Da, hier, Kollege Möbius, da steht: Kommission; hier steht ja auch, wer in der Wohnungskommission ist.“

Möbius und der Leunaerarbeiter lesen nun gemeinschaftlich:

Wohnungskommission:

- 1. Möbius,
2. Schütze,
3. Lischke.

Hat einer schon einmal so etwas erlebt? Der RGO-Betriebsratsvorsitzende Möbius ist erster Mann in der Wohnungskommission, der RGO-Arbeiterratsvorsitzende Schütze ist der zweite Mann und der RGO-Mann Lischke der dritte. Drei RGO-Leute bilden die Wohnungskommission und keiner weiß, nachdem sie mehr als sechs Monate gewirkt haben bzw. gewirkt haben sollten, daß er mit dazugehört. Müssen die sich aber um die Mieterangelegenheiten gekümmert haben! Das ist so richtig RGO-Art. Der Kollege aber, der sich Hilfe und Rat holen wollte, verließ wortlos das Zimmer, auf die Auskunft und Hilfe hat er gerne verzichtet. Als er dann zu uns kam und uns den Vorgang erzählte, meinte er zum Schluß: „Arme Leunaerarbeiter...“

Papier-Industrie

Der zweite Lohnabbau in Sachsen.

Die sächsischen Papiererzeugungsindustriellen verlangten nicht nur einen zweiten, sondern kündigten gleichzeitig einen dritten Lohnabbau in diesem Jahr — bei den Tarifverhandlungen an. Der zweite Lohnabbau sollte eine Angleichung an die Löhne in Schlesien und Thüringen bzw. Mitteldeutschland bringen, da mit diesen Lohnbezirken die sächsischen Fabrikanten auf dem Inlandsmarkte angeblich nicht mehr konkurrieren könnten. Dieses Ausspielen einer Tarifgruppe gegen die andere ist nicht nur in Sachsen, sondern auch in anderen Bezirkslohngruppen üblich geworden. Es ist deshalb — besonders im Hinblick auf den in Sachsen geforderten Lohnabbau — nicht uninteressant, den Standpunkt der schlesischen Arbeitgeber kennenzulernen. Wir veröffentlichen deshalb das folgende Schriftstück, das der Arbeitgeberverband der

Nieder

mit dem Marxismus würde heute selbst der Esel schreien, wenn ihn seine Elfern mehr gelehrt hätten als ich zu sagen. Wer

mit

dem Marxismus nichts anzufangen weiß, infolge mangelnden Intellektes, der ist gegen ihn. Jeder Dummkopf meint aber heute unter dem Rufe

dem

„Nieder mit dem Marxismus!“ nichts anderes als „Nieder mit den Gewerkschaften!“ Der eine sagt's aus Geldgier und Machtbunkel, der andere aus Dummheit und Knechtlichkeit. Gegen den

Marxismus

sind also nur zwei Gattungen von Lebewesen: Kapitalisten und Esel.

Deutschen Papier-, Pappen-, Zellstoff- und Holzstoffindustrie, Gruppe Schlesien, am 28. April 1931 einer der am Tarifvertrag beteiligten Gewerkschaft zugehen ließ:

„Der Umstand, daß der geltende Lohnarif (Lohnübersicht Nr. 62) erstmalig am 1. Mai d. J. zum 31. Mai gekündigt werden kann, hat unseren Vorstand zu einer Beratung der gesamten Lohnfrage zusammenrufen lassen. Mit tiefer Besorgnis ist in diesen Beratungen die bei den früheren Lohnverhandlungen von uns stets hervorgehobene Tatsache zur Sprache gekommen, daß wir uns mit unseren Löhnen langsam, aber stetig dem Lohnniveau unserer Nachbargruppen im Reich nähern. Wenn Ihnen diese Behauptung auch nicht neu ist, so möchten wir sie im folgenden doch noch einmal kurz in Zahlen darzulegen. Seht man die schlesischen Löhne 100, so liegen die Löhne unserer Nachbargruppen wie folgt über unseren Löhnen:

Table with 10 columns: In der Gruppe, 1913, 1924, 1925, Im Jahre, 1926, 1927, 1928, 1929, 1930, 1931. Rows: Sa. Dresden, Sa. Thüringen, Brandenburg, Pommern.

Es mag hierbei noch hervorgehoben werden, daß die Angaben über die Friedenslöhne auf amtlichen Ermittlungen des Statistischen Reichsamtes beruhen. Aus obigen Zahlen tritt in ersprechender Weise in Erscheinung, wie sich die schlesischen Löhne an die Löhne der Nachbargruppen in den letzten Jahren angeglichen haben. Daß die wirtschaftspolitische und geographische Lage Schlesiens eine Sonderstellung hinsichtlich der Löhne erfordert, ist Ihnen aus unseren früheren Darlegungen und ganz besonders aus den Verhandlungen, die gerade in letzter Zeit über die Dittsche geführt worden sind, zur Genüge bekannt. Ihres naturlichen ständigen Abszuges bedient, muß die schlesische Industrie und auch unsere Papiererzeugungsindustrie ihre Waren nach der Mitte und dem Westen Deutschlands verschicken, da der schlesische Markt auch nicht im entferntesten für unsere schlesische Produktion aufnahmefähig genug ist. Die hierdurch entstehenden Mehrkosten an Frachten machen bei weitem die vor dem Kriege zwischen unseren Löhnen und den Löhnen der Nachbargruppen bestehende Differenz wegg. Heute, wo die Angleichung schon weitgehend fortgeschritten ist, sind die Mehrkosten an Frachten bereits höher, als die Ersparnis auf dem Lohnkonto ausmacht. Beweis hierfür ist die Tatsache, daß unsere Industrie in Berlin und Leipzig gar nicht zu reden vom Westen, kann noch konkurrenzfähig ist. Ja, sogar rheinische Firmen in Schlesien anfangen, den Markt zu beherrschen. Das sind Dinge, die nicht nur unsere Industrie gefährden, sondern die auch von Ihnen im Interesse der Ihnen amtierenden Arbeiterschaft mit größter Wachsamkeit beobachtet werden müssen. Es ist bestimmt keine Übertreibung, wenn wir behaupten, daß die schlesische Papiererzeugungsindustrie in einigen Jahren zum Er-

liegen kommen wird, falls der hier gekennzeichnete Angleichungsprozess an die Löhne der übrigen, weit günstiger gelegenen Gruppen in demselben Maße wie früher fortschreitet. Das gilt übrigens nicht nur für die schlesische Papiererzeugungsindustrie, sondern im großen ganzen für alle schlesischen Industrien. Die von Ihnen bisher betriebene Angleichungspolitik wird ohne Zweifel eine wirtschaftliche Verödung Schlesiens hervorrufen.

Sieht man sich das Ergebnis der letzten Lohnverhandlungen an, so zeigt sich mit aller Deutlichkeit, daß wir wiederum ein Stück näher an die Löhne der Nachbargruppen gekommen sind. Während die Lohnherabsetzung

- in Sachsen (Dresden) 6 Pf.,
in Sachsen (Thüringen) 4 Pf.,
in Brandenburg 3,5 Pf.,
in Pommern 4,3 Pf.

betrug, konnte bei uns nur eine Lohnherabsetzung um 3,5 Pf. erreicht werden. In gemeinsamen Interessen von Wirtschaft und Arbeiterschaft möchten wir daher im Auftrage unseres Vorstandes vorzuschlagen, ohne von der Kündigungsmöglichkeit Gebrauch zu machen, im Wege schiedlich-friedlicher Verhandlungen noch nachträglich eine Anpassung an die Lohnsenkung der Nachbargruppen auch in unserem Lohnarif vorzunehmen. Wir wollen nicht mehr, als was die anderen Gruppen schon seit Anfang dieses Jahres an Lohnsenkung erhalten haben, und glauben, daß Sie in Erkenntnis der außerordentlichen Bedeutung der hier angeschnittenen Frage bereit sein werden, uns in dieser Richtung trotz des laufenden Tarifvertrages Konzessionen zu machen.

Wir bitten Sie zunächst um grundsätzliche Stellungnahme hierzu und werden Ihnen, falls Sie grundsätzlich mit unserem Vorschlage einverstanden sind, mit weiteren Vorschlägen näherkommen.

Das Schreiben zeigt in doppelter Hinsicht, daß die Arbeitgeber in der Lohnpolitik der Arbeiterschaft gegenüber mit Bluff arbeiten. Zunächst beweist es den sächsischen Arbeitgebern, daß ihr Lohnkonto, gemessen an den schlesischen Löhnen, im Jahre 1931 gegenüber 1913 um rund 10 Prozent weniger belastet wurde. Damit ist aber auch die kühne Behauptung widerlegt, daß eine Angleichung der sächsischen Papierarbeiterlöhne durch Lohnabbau an die schlesischen erst die Konkurrenzmöglichkeit der sächsischen Papierindustrie mit der schlesischen auf dem deutschen Inlandsmarkte gewährleisten. Dasselbe gilt in noch viel stärkerem Maße für Mitteldeutschland und Pommern-Mecklenburg.

Auf der anderen Seite beweist die Feststellung in diesem Briefe, daß „rheinische Firmen sogar in Schlesien anfangen, den Markt zu beherrschen“, daß die Lohnhöhe weder in der Kalkulation des Produktionsprozesses, noch bei der Wettbewerbsfähigkeit auf dem Inlandsmarkte von ausschlaggebender Bedeutung ist, denn die rheinischen Löhne stehen wesentlich über den schlesischen Löhnen. Trotzdem fangen die rheinischen Papierfabriken an, „den schlesischen Markt zu beherrschen“.

Nachdem die Lohnabbauforderungen der sächsischen Papiererzeugungsindustriellen von den tariflichen Schiedsinstanzen nicht erfüllt wurden, wandten sich diese an den staatlichen Schlichtungsausschuß in Dresden. Dieser erhielt auch Kenntnis von dem erwähnten Schriftstück des Arbeitgeberverbandes der Gruppe Schlesien. Trotzdem zog der amtliche Schlichtungsausschuß, dem das Schriftstück des schlesischen Arbeitgeberverbandes als Material vorlag, nicht etwa die im Interesse der Arbeiterschaft notwendigen Konsequenzen und lehnte die Lohnabbauforderungen der sächsischen Arbeitgeber ab, sondern er fällt in seiner Sitzung am 8. Oktober 1931 folgenden Schiedspruch:

„Zwischen dem Arbeitgeberverband und den Vertragsparteien auf Arbeitnehmerseite wird zum Zwecke der Regelung der Lohnfrage nach III des Gruppenarifs der Gruppe Sachsen vom 31. Januar 1929 folgendes bestimmt:

Mit Wirkung vom 13. Oktober 1931 an wird der Stundenlohn des Arbeiters über 20 Jahre in Gruppe V in Ortsklasse I auf 73 Pf. ermäßigt.

Die übrigen Löhne regeln sich entsprechend dem Gruppenarifsvertrag.

Diese Regelung läuft bis Dienstag, den 15. Dezember 1931, vormittags 6 Uhr.

Erklärungsfrist für die Parteien bis Donnerstag, den 15. Oktober 1931.“

Der Schiedspruch bedeutet also, daß der Lohn des ungelerten Vollarbeiters in der Ortsklasse I der Gruppe Sachsen von 76 auf 73 Pf., oder abermals um 3 Pf., ermäßigt wurde. Insgesamt wurden demnach die Löhne der ungelerten Arbeiter seit Beginn des Jahres 1931 um 9 Pf. je Stunde, die der übrigen Arbeitnehmer in den einzelnen Ortsklassen und Arbeitergruppen anteilmäßig abgebaut.

Laut Beschlußfassung der am 11. Oktober 1931 in Chemnitz tagenden sächsischen Papierarbeiter-Konferenz hat die Belegschaft in den Betrieben die Entscheidung darüber, ob sie sich unter Berücksichtigung der heutigen Wirtschaftslage diesem amtlichen Lohnabzugsdiktat fügen will. O. S c h ü t z e r.

Die

Reaktion war am 12. Oktober 1931 in Harzburg veranlaßt. Diese Leute kennen Arbeit nur vom Hörensagen oder aus Märchenbüchern. Aber sie verfügen über märchenhafte Reichtümer; deshalb haben sie sich auch selbst zum

„Führer“

einer „Arbeiterpartei“ ernannt. Diese „Arbeiterführer“ heißen: Prinz August Wilhelm, Prinz Eitel Friedrich, Herzöge von Koburg-Gotha, Anhalt und Meiningen, Prinz von Lippe, Fürst zu Salm-Horstmar. Außerdem waren da:

der

Bank- und Industrie-Kommandeur Hugenberg, der gewesene Reichsbankpräsident Schacht, zahlreiche Generale; ebenso sehr viele Schwerindustrie, Generaldirektoren und Direktoren aus den verschiedensten Berufszweigen. So sehen die Führer einer

„Arbeiterpartei“

aus. Sonderbare Arbeiter, die sich von solchen Renten führen lassen.

Geld

Ist das Machtmittel in der kapitalistischen Gesellschaft. Für Geld bekommt man fast alles. Für Geld werden Menschen geschlachtet;

für

Geld kauft man alles Eisen und Lumpen; für Geld kauft man Titel, Orden und Ehren. Geld korrumptiert

die

Menschen, macht selbst Wissenschaftler zu Speichelleckern und Anechten, ebenso wie den Dummkopf zum brutalen und profigen Herrenmenschen; und die zuletzt Genannten kaufen sich für Geld sogar Menschen als

Totschläger

hinter eigenen Klassengenossen.

Fahrlässige Tötung oder Betriebsunfall?

In Wildshausen bei Arnberg in Westfalen liegt ein Zweigbetrieb des Vereins für Zellstoffindustrie. Leiter des Werkes ist ein Herr Direktor Hücker, der unter der westfälischen Papierarbeitergesellschaft durch sein Verhalten auf lohn- und sozialpolitischem Gebiet als reaktionär seit Jahren bekannt ist.

Der Betrieb, die Zellstofffabrik Wildshausen, liegt seit längerer Zeit still. Zur Aufarbeitung des alten Zellstoffes wird deshalb die Wasserturbine auch während der Zeit des Betriebsstillstandes im Gang gehalten.

Herr Direktor Hücker huldigt dem Fischfang; gewiß ein harmloses Vergnügen, das wir diesem gern gönnen. Am 3. Oktober hatte Herr Hücker sich abermals diesem Sport gewidmet. Um aber das Wasser der Ruhr nicht in allzu starke Bewegung zu bringen, Herrn Hücker aber doch die Freude am Fischfang nicht zu verderben, wurde die Turbine nicht etwa abgestellt, sondern mit Hilfe eines Schleifholzstückes so festgeklemmt, daß trotzdem Wasser durch die Turbine laufen konnte.

Nachdem Herr Direktor Hücker dem Fischfang genügend gehuldigt hatte, wurde durch den Betriebsingenieur unser Verbandskollege, der erst 36 Jahre alte Jos. Hüster aus Gisingen, beauftragt, das Schleifholzstück aus der Turbine zu entfernen. Bei dieser Tätigkeit zertrümmerte das Schleifholzstück den linken Fuß des Kollegen. Der zweite Schlag drückte die obere Gesichtshälfte vollständig ein und die weiteren Schläge zertrümmerten die Rippen, so daß Kollege Hüster diese Tätigkeit mit dem Tode bezahlen mußte.

Diese Art der Stilllegung der Turbine soll nach Angabe einer westfälischen Zeitung bereits seit 40 Jahren im Betriebe geübt werden, so daß schon oft nur mit knapper Not schwere Unfälle verhütet wurden.

Daraus wird es sich ergeben, daß sowohl Herr Direktor Hücker als auch der zuständige Betriebsingenieur die Unfallgefahren kannten, die mit einer derartig primitiven Abstellung der Turbine verbunden waren. Man wird deshalb das Gefühl nicht los, daß mit einem mehr als strafbaren Leichtsin in diesem Betriebe Menschenleben aufs Spiel gesetzt wurden, nur um anscheinend Herrn Direktor Hücker einen ergebnisreichen Fischfang zu ermöglichen. Daraus ergibt sich wiederum, daß der Tod unseres Kollegen Hüster nicht schlechthin als Betriebsunfall bezeichnet werden kann. Staatsanwaltschaft und Gericht werden zu entscheiden haben, ob nicht in geradezu leichtsinniger Art und Weise durch das Verhalten der Betriebsgewaltigen die Tötung unseres Kollegen herbeigeführt wurde.

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß sich nicht nur die zuständige Staatsanwaltschaft für diesen Todesfall lebhaft interessiert, sondern daß auch die zuständige Gewerbeaufsicht Vorkehrungen trifft, damit derartige Unfälle sich nicht wiederholen können.

G. Stähler.

Hasseröder Papierfabrik in Wernigerode.

Wernigerode beherbergt in seinen Mauern auch die Hasseröder Papierfabrik, Inhaber Dr. Licht, Magdeburg. Für diesen Betrieb ist ein Herr Mendel, ein noch junger Mann in der Papierfabrikation, Betriebsleiter.

Seit Monaten wird der Arbeiterschaft der Lohn nur auf Stöckern gezahlt. Obwohl kurz gearbeitet wird und der Wochenverdienst an sich sehr gering ist, haben die Arbeiterinnen und Arbeiter bis zu 124 Arbeitsstunden Lohnrückstände. Innerhalb dreier Wochen sind auf den verdienten Lohn Abschlagszahlungen von 5 bis 10 Mk. geleistet.

Durch das Vorenthalten des verdienten Lohnes sind die Arbeiter nicht mehr in der Lage, sich satt zu essen, und mehrere Arbeiter sind bereits infolge körperlicher Schwäche zusammengebrochen. Wiederholt ist der Betriebsrat vorfällig geworden und hat päpstlichere Lohnzahlung verlangt. Einmal wurde durch Arbeitsverweigerung eine Abschlagszahlung erreicht. Hierbei gab Herr Mendel sein Ehrenwort, daß bis spätestens kommenden Sonntag sämtliche Lohnrückstände der letzten 14 Tage verrechnet und ausgezahlt werden. Der Lohn wurde aber nicht gezahlt.

Von mehreren Arbeitern darauf aufmerksam gemacht, daß sie nicht in der Lage wären, ihre Schulden beim Bäcker und Fleischer abzutragen, sagte Herr Mendel: „Schmeißen Sie doch die Leute raus, die Schulden einkassieren kommen!“

Auf den Lohnlisten werden nicht die Lohnzahlungszeiten angegeben. Abschlagszahlungen werden beliebig mit Bleistift nach unten revidiert, ohne daß entsprechende Vermerke erfolgen. Die Lohnzahlungen erfolgen gegen gefälschte und tarifliche Bestimmungen nach Feierabend, und viele Arbeiter müssen 2 bis 3 Stunden auf die Lohnzahlung warten.

Daß die Hofarbeiter nach zwei- bis dreistündiger Beschäftigung angeblich wegen Arbeitsmangels wieder nach Haus geschickt werden und für plötzliche ankommende Hofarbeiten Betriebsarbeiter mit Überstunden beim Kohlentransport beschäftigt werden, liegt durchaus im Rahmen einer tüchtigen Betriebsführung. Diese Zustände brauchen nicht vorhanden zu sein, wenn die Arbeiter sich ihrer Lage besser bewußt wären. Mit Halbheiten und allzu großer Vertrauensseligkeit ist im Kampf um das harte Dasein nichts anzufangen.

Eine Papierarbeiter-Konferenz für Mitteldeutschland

tagte am Sonntag, dem 18. Oktober, im Volkshaus in Leipzig, um zu der schwebenden Lohnbewegung in der Mitteldeutschen Papierindustrie Stellung zu nehmen. Anwesend waren 69 Delegierte, vom Hauptvorstand die Kollegen Stähler und Großmann.

Der Kollege Schneider (Erfurt) berichtete über den Stand der schwebenden Lohnverhandlungen und über die Schwierigkeiten, die durch den Schiedspruch vom 15. Januar 1931 entstanden sind.

Recht dräufisch sei die Einstellung der Arbeitgeber anlässlich einer Schiedsausweisung am 24. August 1931 in Leipzig zum Ausdruck gekommen. Die Arbeitgeber verlangten ohne Kündigung den Abbau eines erheblichen Teiles des zur Zeit bestehenden Tariflohnes. Herunter auf die Vorkriegslohne wollten sie, „die Gesehungskosten müßten unter allen Umständen gesenkt werden“. Wir lehnten ab, und prompt erfolgte die Kündigung der Lohn tafel. Erreicht wurde eine Ermäßigung der früher geforderten 20 Pf. Abbau auf 20 Prozent. Danach beträge der Ecklohn (Hofarbeiter) noch 56 Pf. je Stunde. Auch diese Forderungen ließen mit aller Deutlichkeit merken, daß der Gedanke „los vom Vertrag“, „her mit dem Werkvertrag“ im Unternehmerlager immer mehr an Boden gewonnen hat. Der Anteil des Lohnes an den Produktionskosten sei zu hoch, so sagten die Unternehmer, und diese Lastfahre verhindere die Konkurrenzfähigkeit mit der Papierindustrie des Auslandes. Die Verhandlungen waren auf Grund der Einstellung der Arbeitgeberseite von vornherein zum Scheitern verurteilt. Nach dem Scheitern der Verhandlung im Bezirk wurde von Arbeitgeberseite das Haupttarifamt zur Entscheidung angerufen. Wie groß der Respekt der Arbeitgeber vor dieser von ihnen selbst geschaffenen Schlichtungsstelle ist, beweist die Tatsache, daß der Syndikus des Arbeitgeberverbandes allein vor dem Tarifamt erschien und seine Begründung auf 20 Prozent Lohnabbau in fünf Minuten dem Tarifamt vorgetragen hatte. In allen Phasen leuchtete dabei der Wille der Arbeitgeber heraus, unter allen Umständen den Vertrag zu befestigen. Die Unternehmer sagen: Sind erst die Gewerkschaften ausgeschaltet, dann werden wir mit unseren Arbeitern im Betriebe sehr schnell fertig.

Von den Vertretern der Arbeiterschaft wurde in allen Verhandlungen die Wiederinkraftsetzung der Lohn tabelle Nummer 8, unter Wegfall der im letzten Schiedspruch ausgenommenen Ziffer E, gefordert. Der Kampf in der Papierindustrie Mitteldeutschlands geht also zur Zeit um den Bestand des Vertrages. Wie nicht anders zu erwarten, sind auch die Verhandlungen vor dem Haupttarifamt gescheitert, weil ein Spruch nicht zustande kam. Der Redner empfahl der Konferenz die Anrufung des mitteldeutschen Schlichters. Es muß im Interesse der in der Papierindustrie Beschäftigten alles versucht werden, um den Vertrag in seiner jetzigen Form zu erhalten, um ein weiteres Abgleiten der Löhne, das beim Fehlen eines Vertrages zur Katastrophe führen könnte, zu verhindern.

Weshalb

haben wir soviel Not und Elend?

Jeweils Ende Juni eines jeden Jahres lagen folgende Warenmengen auf dem Weltmarkt:

	1927	1928	1929	1930	1931
	in 1000 Tonnen				
Weizen	4981	6654	9558	10 312	12 068
Zucker	4395	4696	5345	6 277	7 075
Kaffee	482	1044	847	1 608	1 498
Baumwolle . .	1282	1125	1015	1 350	1 717
Jute	99	85	121	263	1 000
Kautschuk . .	252	211	254	386	504
Steinkohle . .	5356	5848	2958	13 988	19 665
Kupfer	87	53	75	288	375

Wir haben Not und Elend, weil wir in Gütern aller Art ersticken. So will es das kapitalistische Wirtschaftssystem. Es hält die Waren in seinen Krallen fest und läßt die Menschen verhungern.

In der nun folgenden Aussprache, an der sich die Kollegen Mittel (Ammerdorf), Hoffmann (Blankenburg), Weiser (Wernburg), Mich (Merseburg), Köhler (Fockendorf), Sagstoh (Blankenburg), Blumstein (Merseburg), Schöne mann (Gretz), Rübsum (Wernshausen), Apel (Salungen), Jahn (Lehnamühle), Rabis (Weißensfeld) und Fischer (Merseburg) aus dem Kreise der Delegierten beteiligten, wurden sehr harte Worte über das Verhalten der Arbeitgeberseite gebraucht. Es wurde mitgeteilt, daß in Wiedes Papierfabrik eine Vereinbarung mit der Gemeinde besteht, nach welcher Wohlfahrts-erwerbstätige mit dem Abschalen des Holzes beschäftigt werden, das früher messerfertig gekauft wurde. Verdient haben dabei Arbeiter unter 20 Jahren 18 Pf., über 20 Jahre 28 Pf. und verheiratete 35 Pf. je Stunde. Die Kollegen Stähler und Großmann vom Hauptvorstand machten beachtenswerte Ausführungen über die Zustände in den übrigen Bezirken des Reiches. Es ergab sich hieraus, daß die Lohnabbaubestrebungen der Unternehmer im letzten Jahre durch die Gewerkschaften sehr stark aufgehalten worden seien.

Einstimmig angenommen wurde die nachstehende

Entschließung.

Die am 18. Oktober 1931 im Volkshaus Leipzig tagende Konferenz der Papierarbeiter für Mitteldeutschland erblickt in den Forderungen der Unternehmer auf einen proportionalen Lohnabbau eine Herausforderung der gesamten Papierarbeiter schaft. Der Vorstoß der Unternehmer muß mit allen zur Verfügung stehenden gewerkschaftlichen Mitteln pariert und die Lohn tabelle Nr. 6 unter Befestigung der Ziffer E wieder in Kraft gesetzt werden. Gelangt es nicht, einen solchen Spruch zustande zu bringen, so ist die Entscheidung durch eine Abstimmung durch die in den Betrieben in Frage kommenden Organisierten herbeizuführen.

Die Konferenz richtet an alle Arbeiter und Arbeiterinnen der Papierindustrie Mitteldeutschlands die Aufforderung, sich geschlossen hinter die gewerkschaftliche Organisation zu stellen. Nur darin liegt die Gewähr für eine nachdrücklichste Interessenvertretung der Papierarbeiterschaft.

Da die Konferenz nur aus den tätigen Kollegen aus den Betrieben zusammengesetzt war, hat sie mit ihrer Haltung ganz entschieden den Kampfwillen der gesamten Papierarbeiterschaft zum Ausdruck gebracht. Deutlich kam zum Ausdruck: Nicht um des Kampfes willen Kämpfe zu führen, sondern es soll eine Rückkehr zu den Sklavenverhältnissen der Vorkriegszeit mit aller Entschiedenheit abgewehrt werden. Aber auch die Abweisung aller Zerstückelungs- und Zerstückelungsarbeit unter der Arbeiterschaft muß mit festem Willen abgewehrt werden. Eine geschlossene Front und einig im Kampf.

Niederschrift

über die Sitzung des Tarifamtes der deutschen Papier-, Pappen-, Zellstoff- und Holzstoffindustrie am 18. Oktober 1931 zu Berlin.

Anwesend sind:

- 1. als Arbeitgebervertreter die Herren: Cadler, Helmbrecht, Dr. Leopold;

2. als Arbeitnehmervertreter die Herren: Graf, Hellmann, Kücker, Stähler.

Vorsitz turnusgemäß: Herr Kücker.

Schriftführer turnusgemäß: Herr Dr. Leopold.

I.

Antrag auf Lohnregelung für die Gruppe Provinz Sachsen, Thüringen, Anhalt.

Für die Arbeitgeberseite erscheint: Herr Dr. Breyer; für die Gegenseite erscheinen die Herren: Schneider, Blank, Krause und Sandweg.

Die Parteien sind mit der Besetzung 3:3 einverstanden.

Es wird zur Sache verhandelt.

Ein Schiedspruch kommt wegen Stimmengleichheit nicht zustande.

II.

Antrag des Fabrikarbeiterverbandes, Gau Thüringen, auf Lohnzahlung der Firma Mairzenfabrik A. & F. Schneider in Nebra an der Unstrut nach Devisenklasse II.

Für die Antragstellerin erscheinen die Herren Schneider, Blank, Krause; für die Antraggegnerin erscheint Herr Dr. Breyer.

Die Parteien sind mit der Besetzung des Tarifamtes 3:3 einverstanden.

Es wird zur Sache verhandelt.

Das Tarifamt faßt folgenden Beschluß:

„Das Tarifamt ist der Auffassung, daß dem Streitfall grundsätzliche Bedeutung im Sinne des § 16 Absatz 2 G.W. beizumessen ist.“

Die Entscheidung zur Sache wird bis zur nächsten Sitzung des Tarifamtes ausgesetzt. Das Erscheinen der Parteien zu diesem Termin ist nicht erforderlich; es wird ihnen anheim gestellt.“

Nahrungsmittel-Industrie

Die deutsche Zuckerindustrie am Scheidewege.

Die Zuckerindustrie rechnet das „Zuckerjahr“ immer vom 1. September bis zum 31. August, weil Anfang September die Rübenverarbeitung beginnt, die Verarbeitung der Rüben, die Raffination des Zuckers und der Absatz aber bis Ende August des nächsten Jahres dauert. Das Zuckerjahr 1930/31 kann wohl als ein Schicksalsjahr für die deutsche Zuckerzeugung bezeichnet werden. Hat doch die Zuckerzeugung in Deutschland in diesem Jahre eine Höhe erreicht, die niemand erwartet hatte. Bis zum Jahre 1913/14 befand sich die deutsche Zuckerzeugung in ständig aufsteigender Linie. Deutschland erzeugte 1913/14 30,2 Prozent des gesamten Rübenzuckers der Welt und 14,3 Prozent der gesamten Weltzuckerproduktion einschließlich Rohrzucker. Wir waren also an der Zuckerproduktion sehr stark beteiligt.

Deutschland führte in der Vorkriegszeit rund 11 Millionen Doppelzentner Zucker aus. Unsere gesamte Zuckerzeugung betrug rund 27 Millionen Doppelzentner. Weil über ein Drittel der deutschen Zuckerzeugung ging also auf den Weltmarkt. Durch den Krieg wurde das Wirtschaftsleben in Deutschland vollständig umgestellt. Die deutsche Zuckerzeugung ging von 27 Millionen Doppelzentner im Jahre 1913/14 auf rund 7 Millionen Doppelzentner im Jahre 1919/20, infolge Auswirkung des Krieges, zurück. Von einem Uberschußland an Zucker wurden wir ein zuckereinführendes Land. Von 1920 an ging es mit der Zuckerzeugung wieder aufwärts.

Die steigende Zuckerproduktion wurde in den ersten Nachkriegsjahren in Deutschland reichend abgesetzt. Erzeugten wir doch in den ersten Nachkriegsjahren kaum die Hälfte des früheren deutschen Zuckerbedarfs. Rübenzuckerzeugung und Rohrzuckerzeugung in der ganzen Welt stiegen dann aber dauernd weiter. Es trat bald eine Überfüllung auf dem Zuckermarkt ein. Diese Überfüllung wurde erstmals fühlbar Ende 1928. Auch Deutschland ist in den letzten Jahren wieder ein zuckerausführendes Land geworden. Die deutsche Zuckerproduktion konnte derart gesteigert werden, daß wir bereits im Jahre 1929/30 im Gebiet des jetzigen Deutschen Reiches annähernd soviel Zucker erzeugten wie im Jahre 1913/14.

Die Rohrzuckerindustrie hatte während des Krieges den Auslandsmarkt, der früher von der deutschen Zuckerindustrie mit beliefert wurde, an sich gezogen. So setzte auf dem Weltmarkt der Konkurrenzkampf zwischen Rübenn- und Rohrzucker ein. Dazu kam, daß inzwischen in den Rohrzuckerländern die Zuckerrohrkultur stark gefördert wurde. Durch Kunstdüngung, gute Pflanzenanzucht usw. ist der Zuckerertrag je Hektar in den Rohrzuckerländern stark gesteigert. Alle diese Umstände wirkten sich auf dem Weltmarkt dahingehend aus, daß der Zuckerpreis sehr stark gesunken ist. Bereits im Frühjahr 1930 wurde daher von den deutschen Zuckerfabrikanten vor einer Steigerung des Rübenanbaues gewarnt. Trotzdem wurde der Rübenanbau im Jahre 1930 gegenüber 1929 noch um 8,5 Prozent gesteigert. Das Jahr 1930 brachte nun bei den Rüben eine Rekorderte, wie wir sie in der Geschichte des deutschen Rübenbaues noch nicht gehabt haben. Man muß 50 Jahre zurückgreifen, wenn man annähernd den gleichen Durchschnittsertrag an Rüben je Morgen feststellen will, wie wir ihn im Jahre 1930 hatten. Die deutsche Zuckerzeugung

Löhne nach dem Herzen Hugenberg's und Hitler's.

Diese Harzburger Bundesgenossen wollen bekanntlich einen „gerechten“ Lohn, der in freiwilliger Vereinbarung zwischen dem Unternehmer und „seinen“ Arbeitern festgesetzt wird. Wie hoch dieser Lohn bemessen sein wird, dafür ein lehrreiches Beispiel:

„In Raffendorf (Holtzheim) befindet sich eine Ari S.A.-Schule, die eine Belegschaft von 80 Mann hat. Die Leute werden dort ausgebildet, verpflegt und erhalten ein Taschengeld von 15 Pfennig je Tag. In ihrer Freizeit müssen sie bei den Rastbauern der Umgegend Erntearbeiten leisten, wofür sie je Tag 50 Pfennig Lohn erhalten.“

Wer hat nun noch keine Lust, mit beiden Beinen ins Dritte Reich zu springen? Die SPD. und KPD. leisten Hilfestellung.

flieg 1930/31 um 5 Millionen Doppelzentner. Diese starke Steigerung führte zu einer starken Überfüllung des deutschen Marktes.

Die gesamte Zuckererzeugung im letzten Betriebsjahr betrug rund 25 Millionen Doppelzentner. Der Verbrauch, in Rohwert ausgedrückt, betrug 1929/30 rund 16,5 Millionen Doppelzentner. Mit einer starken Verbrauchssteigerung konnte infolge der großen Arbeitslosigkeit und der sonstigen wirtschaftlichen Depression nicht gerechnet werden.

Infolge der ständig steigenden Zuckererzeugung in den letzten Jahren haben sich nun starke Restbestände auf dem deutschen Zuckermarkt angesammelt. Nach der Zeitschrift 'Die deutsche Zuckerindustrie' ergaben sich am Schlusse der Betriebsjahre jeweils folgende Bestände:

Table with 4 columns: Year (1930/31, 1929/30, 1928/29), Bestand am 1. September, Erzeugung im September-August, Verbrauch im September-August, Ausfuhr im September-August, Bestand Ende August.

Die Gegenüberstellung zeigt, daß wir am Schlusse des Jahres 1928/29 einen Überschuss an Zucker von 2,3 Millionen Doppelzentner mit in das nächste Jahr hinübernahmen. Am Schlusse des Jahres 1930/31 betrug der Bestand aber 7,5 Millionen Doppelzentner.

Das Betriebsjahr 1930/31 war das Rekordjahr bei der Zuckererzeugung der Nachkriegszeit. Rechnen wir die erzeugte Zuckermenge dieses Jahres auf das verkleinerte Deutschland um, dann war die Zuckererzeugung, gemessen an dem heutigen Flächeninhalt des Deutschen Reiches, höher als in den letzten Vorkriegsjahren. Das hat dazu geführt, daß die Zuckererzeugung für das Zuckerjahr 1931/32 eingeschränkt wurde.

Was wird nun das Zuckerjahr 1931/32 bringen? Nach dem angefertigten Kontingentsplan sollte die Zuckererzeugung 1931/32 um 21 bis 22 Prozent niedriger sein als 1930/31. Bereits durch die erste Erhebung im Frühjahr über den Rübenanbau stellte der Verein der Deutschen Zuckerindustrie fest, daß beim Rübenanbau ein Rückgang von 24,63 Prozent gegenüber dem Vorjahre vorhanden war.

Entsprechend dem Rückgang bei der Rübenverarbeitung wird auch ein starker Rückgang bei der Zuckererzeugung erwartet. Die Zuckererzeugung soll noch dadurch vermindert werden, daß der Zuckererhalt der Rübe in diesem Jahre niedriger ist als im Vorjahre.

Die starke Propaganda der Zuckerindustrie gegen den Rübenanbau hat also bewirkt, daß die Zuckererzeugung in Deutschland im Jahre 1931/32 voraussichtlich nicht nur dem Verbrauch angepaßt wird, sondern sie wird wahrscheinlich um 2,5 Millionen Doppelzentner hinter der Verbrauchsdeckung zurückbleiben.

Arbeitslosigkeit und Kurzarbeit im Fabrikarbeiter-Verband Anfang Oktober 1931.

Die Zahl der Arbeitslosen und Kurzarbeiter steigt immer noch an. Die Ende September von der amtlichen Statistik festgestellte Zahl der Arbeitslosen liegt mit 4 355 000 um 1 300 000 höher als am Ende des gleichen Monats im Vorjahr.

Table showing unemployment numbers for various months from 1924 to 1931.

Also Ende September 1931 fast 4 Millionen Arbeitslose mehr als im September 1925. Dabei ist 1931 die deutsche Fertigungsausfuhr bedeutend höher als 1925. Sie ist dem Werte nach fast die gleiche wie 1927, der Menge nach infolge der großen Preissteigerungen bedeutend höher.

Der Arbeitsmarkt für die Mitglieder unseres Verbandes zeigt die gleiche Entwicklung wie die des gesamten deutschen Arbeitsmarktes. Nach unserer Arbeitslosen-Statistik stieg der prozentuale Anteil der Arbeitslosen innerhalb unseres Verbandes Ende September auf 33,9 v. H. von 31,9 im Vormonat.

Die Arbeitslosigkeit hat in allen Industriegruppen unseres Verbandes zugenommen, wenn auch die Zunahme recht unterschiedlich ist. Sie war am stärksten in der Gruppe Grobkeramik. Hier ist jetzt nur noch ein Drittel der Mitglieder voll beschäftigt.

stark korrigiert worden. Die Vorschläge dürften also ziemlich stimmen.

Eine Zuckerknappheit wird durch diesen Produktionsrückgang in Deutschland nicht eintreten. In der vorstehenden Tabelle ist gezeigt, daß wir Ende 1930/31 einen Bestand von über 7,5 Millionen Doppelzentner Rohzucker hatten.

Die starke Produktionsbeschränkung wird sich nun in erster Linie zumungunsten der Zuckerarbeiter auswirken. Nach den Feststellungen des Vereins der Deutschen Zuckerindustrie sind im Laufe des letzten Sommers 16 Zuckerfabriken stillgelegt worden.

Berichte aus den Zahlstellen.

Südwestheim. Quartalsversammlung verbunden mit Jubiläumsfeier. Im Hinblick auf die große Arbeitslosigkeit und die damit verbundene Armut der meisten unserer Mitglieder hatte die letzte Quartalsversammlung beschlossen, die diesjährige Jubiläumsfeier im Rahmen der fallenden Quartalsversammlung abzuhalten.

Von den einzelnen Bezirken haben die stärkste Steigerung die Bezirke Ostpreußen und Brandenburg aufzuweisen, hauptsächlich infolge der gesteigerten Arbeitslosigkeit in der Baustoffindustrie.

Den Beschäftigungsgrad in den einzelnen Industriegruppen unseres Verbandes zeigen folgende Verhältniszahlen an:

Table showing employment percentages for various industries in 1931, comparing August and September.

Johann Heuer, Ludwig Reuter, August Ollas, Heinrich Janenschild, August Koloski, Konstantin Pöck und Johann Granob. Leider konnten einige Kollegen nicht an der Feier teilnehmen, da sie durch Nachschicht verhindert waren.

Rundschau.

Die Totschlager.

Wieder haben Nationalsozialisten in Braunschweig Menschen getötet. Noch viel Schlimmeres, Proletarier haben Proletarier getötet im Interesse ihrer Geldgeber: Kapitalisten, Fürsten und Fürstentöchter, Generale und dergleichen.

Verbandsnachrichten.

Warnung.

Der Glasmacher Karl Paul aus Hoyerwerda besucht an den verschiedensten Orten unsere berufsranken Kollegen und versucht unter Versprechungen, ihre Interessen vor den gesetzlichen Instanzen zu vertreten, sie zu schädigen.

Ausgeschlossen.

wurden auf Grund des § 14 Ziffer 3a in Verbindung mit § 14 Ziffer 5 des Statuts die bisherigen Mitglieder der Zahlstelle Steffin: Wilhelm Griesbach, Mitgl.-Nr. 924 170, Gerhard Bresschneider, Mitgl.-Nr. 965 102, und auf Grund des § 14 Ziffer 3a das bisherige Mitglied der Zahlstelle Chemnitz: Rudolf Richter, Mitgl.-Nr. 827 862.

Literarisches.

Ein neues Frankensbuch. Der bei der Buchergilde Gutenberg, Berlin, erschienene Roman 'Die Klust' von Ellen Winkler, ins Deutsche übertragen von Otto Albrecht von Zehner, in Leinen Preis 3 Mk., ist eines der wenigen wichtigen Bücher, die darauf Anspruch erheben können, die Beziehungen 'neueitlich' und 'Frankensbuch' zu verdeutlichen.

Chemische Industrie

Reaktion in Reinkultur.

Herr Direktor Paul Meyer von der Firma A. Hagedorn & Co., AG., in Osnabrück will, wie er sich ausdrückt, sich bewusst über alle Tarifhindernisse hinwegsetzen und mit seiner Arbeiterschaft in ein „direktes Lohnregelungsverhältnis“ eintreten. Soll heißen, er will ihnen den Lohn diktiert.

Obwohl für die chemische Industrie ein für allgemeinverbindlich erklärter Lohnstarif besteht, der für den Betrieb A. Hagedorn einen Spitzenlohn von 77 Pfennig vorieht, kommt Herr Paul Meyer her und diktiert, daß der Lohn von Oktober an in der Spitze 68 Pfennig beträgt. Der Arbeiterschaft wurden nämlich am 8. d. M. drei Schreiben ausgehändigt, in denen ausgeführt wurde, daß von Oktober an der Lohn der Lohnklasse II des chemischen Tarifes mit 68 Pfennig in der Spitze gezahlt wird. Laut tariflicher Vereinbarung kommt aber die Ortslohnklasse I in Frage. Ferner werden Überstunden nicht mehr mit dem tariflichen Aufschlag bezahlt, und die bestehende Arbeitsordnung wird dahin abgeändert, daß an Stelle der 14tägigen Kündigungsfrist die einwöchige tritt.

Der Arbeiterschaft wurde folgender Revers zur Unterschrift vorgelegt:

„Die Verhältnisse zwingen uns, uns bewusst über alle Tarifhindernisse hinwegzusetzen und mit unseren Arbeitnehmern in ein direktes Lohnregelungsverhältnis einzutreten.

Wir legen Ihnen daher das beiliegende Schreiben zur Anerkennung vor und hoffen, auf diesem Wege den Betrieb auch durch die jetzige schwierige Lage hindurchzuführen zu können.

A. Hagedorn & Co., AG.
Meyer.“

„Grundsätze für die von Oktober an zu zahlenden Löhne.“

I.
Der Spitzenlohn der Ortslohnklasse I der Lohngruppe I betrug bisher 77 Pfennig je Stunde.

Der Spitzenlohn der Lohngruppe II, Ortslohnklasse II, betrug bisher 68 Pfennig je Stunde.

Bei entsprechender Neuordnung aller Löhne müssen dieselben um 12 Prozent gekürzt werden.

Würde man die Löhne nach dem Lebenshaltungsindex berechnen, so ergäbe sich folgendes Beispiel:

Vorkriegslohn	35,00 Pf.
25 Prozent für Ablösung des Achtstundentages	8,75 Pf.
25 Prozent für Verteuerung der Lebenshaltung	13,02 Pf.
Je Stunde	57,77 Pf.

Der neue Spitzenlohn von 68 Pfennig liegt also immer noch rund 11 Pfennig oder rund 18 Prozent über dem eigentlich angemessenen Lohn.

II.
An Stelle der in § 6 Absatz 1 der Arbeitsordnung vorgesehenen Kündigungsfristen kann bis auf Widerruf das Arbeitsverhältnis im Laufe eines jeden Wochentags auf den Fabrikschluß des gleichen Abends aufgekündigt werden.

III.
Bei nach den tariflichen oder gesetzlichen Bestimmungen möglichen Überstunden werden Lohnzuschläge nicht gezahlt.

1. Für mein Arbeitsverhältnis bei der Firma A. Hagedorn & Co., AG., gilt die Arbeitsordnung mit der Einschränkung, daß an Stelle der in § 6 Absatz 1 vorgesehenen Kündigungsfristen bis auf Widerruf das Arbeitsverhältnis im Laufe eines jeden Wochentags auf den Fabrikschluß des gleichen Abends aufgekündigt werden kann.

2. Der meinem Verdienst zugrunde liegende Stundenlohn beträgt bis auf weiteres:

Ortslohnklasse II.
Lohngruppe des Lohnstarifs für die chemische Industrie Mk.

3. Bei nach den tariflichen oder gesetzlichen Bestimmungen möglichen Überstunden werden Lohnzuschläge nicht gezahlt. Ich erkläre mich mit der heute in freier Vereinbarung getroffenen Verabredung einverstanden.

Osnabrück, den 193

Die Arbeiterschaft hat zu diesem Produkt in einer sehr gut besuchten Betriebsversammlung Stellung genommen und die Unterschrift aus „freier Vereinbarung“ einstimmig abgelehnt.

Die Arbeitervertretung wurde beauftragt, die Schreiben der Betriebsleitung wieder zurückzugeben, was am anderen Morgen geschah. Darauf wurde der gesamten Belegschaft gekündigt.

Nur gemacht, Herr Paul Meyer, noch bestehen Gesetze, die auch für Sie Gültigkeit haben, und deren sich die Arbeiterschaft zur gegebenen Zeit bedienen wird.

Die bei der Firma beschäftigten, aber noch nicht organisierten Arbeiter und Arbeiterinnen sollten aus diesem Vorgange die Lehre ziehen und sich reslos dem Fabrikarbeiterverband anschließen. Alles hinein in die Gewerkschaftsfront! Wer zögert noch?
W. Schmidt.

Die Kaliindustrie in Sowjetrußland.

In der Nr. 128 der Magdeburger „Volksstimme“ vom Freitag, dem 18. September 1931, teilt ein Bergarbeiter aus Achersleben seine Erfahrungen mit, die er als damals wackelhafter Kommunist auf dem Kaliwerk in Solikamsk gesammelt hat. In den allermeisten Fällen sind die Arbeiter froh, wenn sie recht bald dem „Sowjetparadies“ den Rücken kehren können. Dieser Kumpel und seine mit ihm zurückgekehrten Leidensgenossen sind nach sechsmonatigem Anschauungsunterricht von ihren früheren kommunistischen Ideen befreit. In einsamen Stunden haben sie in Rußland Zeit gehabt, Vergleiche über die Lage der arbeitenden Klasse in beiden Ländern zu ziehen. Sie haben auch darüber nachgedacht, was in Deutschland unter dem geringen Einfluß der Gewerkschaften und der SPD. für die Arbeiter geschaffen worden ist, und wie manches besser sein könnte, wenn in Deutschland die Kommunisten und Nazis nicht die Geschäfte der Unternehmer besorgten würden. Das alles wird selbstverständlich die kommunistische Presse nicht hindern, den Arbeitern immer wieder das Märchen vom Sowjetparadies zu erzählen. Es gibt ja noch genug Dumme, die auf diesen Schwindel hereinfallen.

Wir sind nun in der Lage, die in der „Volksstimme“ gemachten Ausführungen etwas zu ergänzen. Neben dem

augenblicklichen Stand der Arbeiten auf dem Werke interessieren uns die Lohn- und Arbeitsbedingungen, und zur Verteilung der Frage, in welchem Umfange die russische Kaliindustrie eventuell Einfluß auf die deutsch-französische Kaliindustrie gewinnen kann, sollen auch die wirtschaftlichen und klimatischen Verhältnisse kurz erörtert werden.

Solikamsk liegt in der Luftlinie etwa 1500 Kilometer östlich von Leningrad (Petersburg), in der Nähe des Westabhangs des Uralgebirges. Dort verläuft die Grenze, wo infolge ungünstiger klimatischer Verhältnisse keine Bäume mehr wachsen, dort beginnt auch die Tundra, eine mit Niedriggräsern, Moosen und Flechten bestandene Steppe. Die Gegend ist flach und jümpfig und wird in den Sommermonaten infolge der Schnee- und Eisschmelze von der Kama überschwemmt. Die klimatischen Verhältnisse sind durch den starken Temperaturwechsel äußerst ungünstig. Erst im Juli 1931 wütete dort eine Typhusepidemie, die viele Todesopfer forderte. Die Kama ist nur an 6 Monaten eisfrei und kann zu Schiffstransporten nur flussabwärts in die Wolga oder ins Kaspiische Meer benutzt werden. Solikamsk ist jetzt Eisenbahnstation; die Haupt-eisenbahnlinie wird jedoch erst südlich in 200 Kilometer Entfernung bei Perm erreicht. Von dort beträgt der Eisenbahnweg nach Moskau noch rund 2000 Kilometer.

Unternehmer, Nazis und Kommunisten

haben sich zu einer Einheitsfront gegen die Gewerkschaften zusammengeschlossen. Die Unternehmer sind die natürlichen Gegner der Gewerkschaften, weil diese das festeste Bollwerk wider alle Anstürme gegen die Tarifverträge, gegen soziales Arbeitsrecht und Sozialversicherung sind. Die Nazis wollen ihre politisch reaktionäre, blutige faschistische Diktatur aufrichten und die Kommunisten ebnen ihnen durch ihr verräterisches und arbeiterfeindliches Treiben die Wege dazu. Alle aber

sind sich einig

in ihrem Haß gegen die freien Gewerkschaften, die ihren finsternen Plänen am erfolgreichsten entgegenstehen. Wer Tarifwesen und Sozialversicherung sichern und ausbauen will, wer Freiheit und Brot für die Arbeiterschaft schaffen will, wer helfen will, den Sozialismus herbeizuführen, der muß in den Reihen der freien Gewerkschaften kämpfen. In vorderster Linie der Streiter gegen politische und wirtschaftliche Reaktion steht der Fabrikarbeiter-Verband. Stärke ihn, wird für deine Organisation! Sie ist deine beste Waffe, dein wirksamer Schutz gegen wirtschaftliche und politische Verklawung!

In Solikamsk sind zwei Kalischächte vorhanden. Sie sind etwa 2 Kilometer südwestlich vom Orte entfernt. Wegen Schwierigkeiten bei der Anwerbung von Arbeitern werden neben den 500 freien Arbeitern zur Zeit 12 000 Strafgefangene (Verbannte) beschäftigt. Letztere verrichten jedoch hauptsächlich nur Erd- und Straßenbauarbeiten. Nur ein geringer Teil, etwa 120 Mann, sind bei der Rohsalzgewinnung im Schacht tätig. Die Untertagsbelegschaft beträgt insgesamt 360 Mann. Es wird in 4 Schichten zu je 6 Stunden gearbeitet. In jeder Schicht arbeiten in beiden Schächten „Brigaden“ von je 45 Personen, und zwar je 1 Betriebsführer, 1 Steiger, 8 Hauer, 30 Verbannte und 5 Frauen. Es sind nur 14 Handbohrmaschinen, System Siemens-Schuckert, vorhanden. Im Monat Mai d. J. mußten sämtliche Hauer mehrere Tage andere Arbeit verrichten, weil alle Bohrmaschinen reparaturbedürftig waren. Zur Streckenförderung sind in der Grube 4 Pferde eingestellt. Der Schacht II wird als Förderschacht benutzt. Trotzdem derselbe länger als ein Jahr in Betrieb ist, wird immer noch in Kältern gefördert. Von der Werksleitung ist angeordnet, daß von der Belegschaft innerhalb 24 Stunden 200 Tonnen Salz gefördert werden müssen. Jede Schicht soll eine Förderung von 50 Tonnen leisten. Bisher ist dieses Förderjoll noch nie erreicht. Die höchste Leistung wurde im Juli d. J. mit 175 Tonnen erzielt. Das Kalilager ist noch nicht erreicht; ungefähr zwei Drittel der geförderten Salze sind „älteres Steinsalz“, welches auf Halben gefürzt wird. Gearbeitet wird im Gedinge. Der Mindestlohn soll bei sachgemäßer Arbeit und Einhaltung der auf dem Werke bestehenden Betriebsordnung und Arbeitszeit nicht unter 150 Rubel betragen. Nach § 4 des Vertrages übernimmt die Werksleitung weitere Garantien nicht. Lohnzahlungen sollen an jedem 7. und 20. des Monats stattfinden, doch werden diese Termine nicht eingehalten. Überstunden und Nebenlohn müssen im Interesse der Durchführung des Fünfjahresplanes ohne Bezahlung verfahren werden. In den 18 Paragraphen des Arbeitsvertrages ist von Urlaub nichts erwähnt.

Wenn von einer planmäßigen Arbeit in der Grube nicht gesprochen werden kann, scheinen die Verhältnisse über Lage noch verworrener zu sein. Die Schächte haben noch keinen modernen eisernen Förderturm. Zur Erzeugung von elektrischem Strom dient eine provisorische Kraftzentrale. Dann ist noch eine kleine Rohsalzmühle älteren Systems vorhanden. Die Untertagsanlagen sind noch im Bau begriffen. Die geförderten Kaliohsalze werden auf Halben gefürzt und nach Bedarf gemahlen und versandfertig gemacht.

Nach früheren offiziellen russischen Berichten waren die Schacht- und Fabrikanlagen im Jahre 1929 nahezu vollendet, und Anfang des Jahres 1930 sollte die Produktion bereits voll aufgenommen werden. Wie es damit in Wirklichkeit steht, zeigt der vorstehende Bericht. Es wird wohl noch viel Wasser die Kama hinunterfließen, bis das russische Kalianternehmen in allen Einzelheiten funktioniert.

In Sowjetrußland legt man dagegen größeres Gewicht darauf, daß vom strategischen Standpunkt aus alles klappt. Wir haben uns hüten lassen, daß die Rote Armee in Verbindung mit der GPU maffergültig funktioniert, wenn es sich darum handelt, die Arbeiter niederzuknappeln. Das Kaliwerk wird von der Roten Armee bewacht. Eine halbe Stunde vor und nach Beendigung der Schicht gilt dem Posten gegenüber die Kontrollmarke als Ausweis. Wer in der Zwischenzeit das Werk betreten oder verlassen will, muß einen vom Kommandanten der Roten Armee abgestempelten Ausweis haben. Der Kommandant mit dem roten Direktor und seinen Sekretären üben dort eine Willkürherrschaft sondergleichen aus. Wer sich den Anordnungen dieser Herrschaften nicht fügt, wird als Konterrevolutionär bezeichnet und dementsprechend behandelt.

Die Arbeiter wohnen in Blockhäusern. Die hygienischen Verhältnisse spotten jeder Beschreibung und sind in Deutschland nicht denkbar. Irgendwelche Bildungsmöglichkeiten sind nicht vorhanden. Es gibt dort noch nicht einmal eine Zeitung. In ihrer freien Zeit liegen die Arbeiter vor den Baracken herum und wissen nicht, was sie anfangen sollen.

Am 9. August streikten die Monteure einer Dortmunder Firma, welche dort eine Kälthalle bauen, und am 10. August traten auch die Bergarbeiter in den Streik, weil sie sich bei einem Verdienst von 200 Rubel im Monat nicht fassen konnten. Gemachte Versprechungen wurden nur einige Tage eingehalten, dann ging alles wieder in dem alten Schlandrian weiter. Daß unter solchen Verhältnissen die deutschen Arbeiter froh sind, wenn sie den russischen Gefilden den Rücken kehren können, ist leicht erklärlich.

Nun mag man über Rußland denken, wie man will. Tatsache ist, daß die Durchführung des Fünfjahresplanes nur unter den größten Entbehrungen der Arbeiter möglich ist. Aber auch die russischen Arbeiter werden nicht dauernd unter diesen Verhältnissen leben können. Wenn die russische Industrie leistungsfähig werden soll, wird man sich schon den Verhältnissen in anderen Kulturstaaten anpassen müssen. Damit wird man auch im Laufe der Zeit in der russischen Kaliindustrie zu rechnen haben. Abgesehen davon, daß der russische Arbeiter mit dem deutschen Arbeiter in bezug auf Leistungsfähigkeit nicht zu vergleichen ist, müssen auch in Rußland die bei der Errichtung der Werke investierten Werte amortisiert werden. Berücksichtigt man noch die eingangs erwähnten wirtschaftlichen Faktoren, so muß man zu der Auffassung kommen, daß die russische Kaliindustrie entscheidend konkurrierenden Einfluß auf die deutsch-französische Industrie nicht gewinnen kann, weil ihr eben von Natur aus gewisse Grenzen gezogen sind.

Tödliche Arsenwasserstoff-Vergiftung.

Wer hat diese Menschen zum Tode verurteilt?

In der Radium-Herstellung bei der Firma Ledel & Haen in Seelze bei Hannover erkrankte ein Arbeiter schwer. Nach eingehender Untersuchung vermutete der Arzt Arsenwasserstoff-Vergiftung. Der Zustand verschlimmerte sich, und trotz Blutübertragung war der Erkrankte nicht zu retten. Nach sieben Tagen erlag er der Vergiftung.

In derselben Abteilung ist vor längerer Zeit ebenfalls eine tödliche Arsenwasserstoff-Vergiftung eingetreten. Damals führte man die Vergiftung auf leichtfertiges Handeln des Arbeiters zurück, der trotz Warnung am offenen Bottich gearbeitet haben sollte. Im letzten Falle dürfte sich der Arbeiter die Vergiftung nicht am offenen Bottich, sondern an einer anderen Arbeitsstelle zugezogen haben. Hoffentlich gelingt es der Gewerbeaufsicht, die Ursache der Vergiftung festzustellen, um solche Todesfälle anzuschaffen. Es ist unerträglich, wenn Arbeiter bei ihrem kargen Lohn ihr Leben für die chemische Industrie aufs Spiel setzen müssen.
G. Haupt.

Drei Todesopfer im Kalkstickstoffwerk Trostberg.

Für wen sind sie gestorben?

Aus Trostberg in Oberbayern wird gemeldet, daß in den Bayerischen Stickstoffwerken ein Fabrikarbeiter in einen eisernen Kalkbunker stieg, wo er von Gasen betäubt wurde. Ebenso wurden ein nachfolgender Meister und ein weiterer Arbeiter durch die Gase betäubt. Die mit Sauerstoffapparaten ausgerüsteten Rettungsmannschaften brachten die Verunglückten schnell an die frische Luft, doch blieben die Wiederbelebungsversuche erfolglos. Einer der Getötenen hinterläßt eine Frau mit vier Kindern.

Die Werksleitung hat vor einiger Zeit bei der bayerischen Regierung einen Stilllegungsantrag gestellt. Ebenso hat sie bei der preussischen Regierung die Stilllegung der Mitteldeutschen Stickstoffwerke in Piestrich beantragt. Ob der Unglücksfall mit den Vorarbeiten zur Stilllegung in Verbindung gebracht werden kann, war noch nicht festzustellen. Wir werden darauf zurückkommen.
G. Haupt.

Literarisches.

Ernst W. Baader: Gewerkschaften. Verlag Urban u. Schwarzenberg, Berlin und Wien, 144 Seiten mit 8 farbigen Tafeln und 21 Bildern im Text. Preis 9 Mk.

Baader bespricht die entgeltlich-pflichtigen Berufskrankungen auf Grund eigener Erfahrungen und Literaturangaben. Er bespricht Krankheitsursachen und Krankheitsverlauf und macht besonders auf die Schwierigkeiten der Diagnosestellung aufmerksam. Mit reichem Material beweist er, daß das Krankheitsbild vieler Berufskrankheiten verkannt ist, daß selbst erfahrene Ärzte nicht zur richtigen Diagnose kommen können, wenn sie sich nicht auf eingehende Anamnese, d. h. Ausfragung der Erkrankten, stützen können, um festzustellen, mit welchen Stoffen sie bei der Arbeit in Verbindung gekommen sind. Bei jeder einzelnen Erkrankung stellt er die Prognose, um die Krankheitsursachen anzuschaffen zu können. Ebenso gibt er einen kurzen Abriss über die ärztlichen zu treffenden Maßnahmen.

Die Schrift trägt zur Aufklärung über Berufskrankungen bei und gibt vor allem den nicht gewerbehygienisch erfahrenen Ärzten reiches Material an die Hand. Leider wird der Wert des Buches durch allzuviel Fremdwörter herabgemindert. Der Nichtmediziner kann es nur mit Hilfe eines medizinischen Fremdwörterbuchs lesen.
G. Haupt.

Unterhaltung, Wissen und Bildung

Frauen unterm Kreuz.

Von Anna Maria Göppert.

Sie leben zwischen dürftigen kahlen Wänden und hungern und warten mit sehndem Blick. Sie greifen mit zitternden, zagen Händen nach einem Quentchen kargem Glück.

Dürftig das Kleid. Ein billiger Land. Nur Sorgen und Ängste sind ihnen beschieden. In ihrem Sehnen sind alle verwandt. Und tragen das Kreuz, das gleiche, schwere, blutbeden.

Millionen Frauen — dasselbe Leid, dasselbe Leid, dieselbe Not, dieselbe Angst, dieselben Schmerzen: fünf Kinder, arbeitslos — und schon wieder soweit, und kein Brot. Ein Schwert durchdringt tausend Mutterherzen.

Millionen Frauen, vom Kreuz bedrückt, zum Tode verurteilt, zum Säckstum bestimmt. Helft, Schwestern, helft, damit es glückt, daß man das Kreuz von ihnen nimmt!

Gretchen's Wandlung.

Von Heinrich Reichmann.

In einem kleinen, windstiefen Mietshaus eines kleinen Dorfes wohnte eine arme Familie. Der Mann hatte keine richtige Dauerbeschäftigung. „Pantoffel-Ignaz“ nannten ihn die Leute, einmal deshalb, weil er mit seinem Vornamen wirklich Ignaz hieß, und zweitens, weil er früher Holzspanntafel gemacht hat.

Dann machte er Körbe von Weiden und stückte nebenbei noch Korbgefäße. Ab und zu brachte ihm seine Beschäftigung allerdings ein gehöriges Stück Kleingeld ein, aber — seine Korble war immer trocken und sein großer, gestickter Pfeifenkopf immer leer.

Pantoffel-Ignaz hatte ein sehr gutes Frauchen. Sie war fleißig und fleißig; sie half täglich mit beim Korbemachen, und diese Art Arbeit ließ ihr geschickte Hand.

Schon seitliche Jahre war Pantoffel-Ignaz mit seiner Frau verheiratet. Sie hatten ein Kind, ein niedliches Mädchen mit hellblauen Augen. Gretchen hieß es.

Obwohl die Zeiten schwer und das Geld knapp war, freute sich doch die Frau und war stolz und glücklich auf ihr Gretchen, hingegen Pantoffel-Ignaz sah wenig um sein Tochterchen kümmerte, oder vielmehr: er konnte nicht, er mußte ja arbeiten bis in die späte Nacht hinein. Seine Frau mußte sich nun fortan fleißig mit dem Mädchen beschäftigen. Sie konnte jetzt, seitdem das Kind da war, nicht mehr mithelfen beim Korbemachen. Und — das Einkommen wurde weniger. Wegen Gretchen!

Als Gretchen noch ganz klein war, starb plötzlich die sorgende Mutter.

Gretchen's Vater mußte manchmal nicht recht, was er mit seinem Mädchen anfangen sollte. Manchmal lag Gretchen da und die Augen waren naß, denn das wunderschöne Mam-mam wurde nicht erobert.

Da Pantoffel-Ignaz keine nahen Verwandten, nur einige Bekannte hatte, mit denen er mehr in Ansehen als in Friedlichkeit lebte, so mußte er schon die schwere Bürde einer Mutter auf sich nehmen. Und das Geld? ... Der Lebensunterhalt für sein Gretchen und sich? ... Gretchen war ihm also eine Last. Sie sah ihm also im Wege!

Erst als der schöne Frühling wieder mit all dem duftigen Grün umherlief und die Vögel wieder froh und heiter von den Bäumen herabkamen, zog Pantoffel-Ignaz wieder los, um in der Umgebung seine mit viel Mühe und Fleiß geschaffene Holzware loszuverkaufen. Diesmal aber mit einem altmodischen Sportwagen. Gretchen lag darin auf zwei alten, unansehnlichen Decken. Ihren zarten Körper umhüllte ein etwas zu großes, teils zerrissenes Kleidchen. Die bunten zusammengeprüdelten Sträuße stakten in den blauen Ähren.

Erst wenn die Dämmerung sich über die Gassen und Winkel herabließ, zog Pantoffel-Ignaz mit seiner mütterlosen Kleinen nach Hause.

Wieder war Klein-Gretchen mit ihrem Vater unterwegs. Es war ein heftiger Sommerstag. Unheimlich heiß strahlte Frau Sonne vom Matthias des Himmels herab.

Manches Mal hielt Pantoffel-Ignaz mit seinem Kinderkarren an, wuschelte Gretchen und sah den perlenden Schweiß von der Stirn, gab ihr einen Zwieback und strich ihr das in Strähnen zusammengeklebte Haar glatt. Manchmal hielt er auch an, um einen „Sieb“ aus der kleinen Flasche zu tun, die er stets bei sich führte und sich einen eckigen Tropfen auch in der Hitze des Sommers für angebracht hielt.

Nun waren sie wieder in einem Dorfe.

Als die gutherzige Frau dem Mädchen die rötlich angehauchten Wangen strich, verzog sich ihr Mund zu einem ganz zarten Lächeln. Die Frau dachte das Kind. Sie empfand Neigung zu Gretchen. Und überhaupt schien sie kleine Kinder sehr gern zu haben, aber — sie hatte keine, für das sie hätte-sorgen können.

Nach einer kleinen Viertelstunde kam Gretchen's Vater wieder zurück. Langsam. Etwas alkoholberauscht. Er sah die Frau am Karren stehen; sah, wie sie sich zu Gretchen herabbeugte; hörte, wie sie ihr beruhigende Worte zuflüsterte. Immerhin freute es ihn. Sie kamen ins Gespräch. Pantoffel-Ignaz erzählte ihr alles. Seine Not, seine Last mit Gretchen. Die Frau wurde nachdenklich, und schließlich fragte sie, ob sie Gretchen pflegen dürfe, worauf sie nach einer Weile ein zustimmendes Ja empfing.

Als die Dämmerung wieder langsam herabfiel, zog Pantoffel-Ignaz mit seinem Gretchen heim. ... Mit seinem Karren. ...

Klein-Gretchen hatte nun eine neue Mutter, eine Mam-mam. Und ihr neuer Vater empfand auch bald eine aufrichtige Neigung für Gretchen.

Einige Jahre später — es war ein neugeborener Frühlingstag — schob ein angegrautes Männlein einen schätzbaren Karren über das holperige Dorfplaster. Sein Gang war müde, seine Augen schauten traurig.

Wieder hielt er an ... mit seinem Karren, auf dem eine alte Drehorgel besetzt war. Seine dürre Hand griff nach der Kurbel. Knarrende und ächzende Töne folgten. Kinder versammelten sich, mehr, immer mehr. Ein kleines Mädchen mit blondem Duttkopf und blauen Augen sang sogar zu dem einsamen Rhythmus.

Als das hagere Männlein nicht mehr orgelte und der Leiterkasten schwieg, legte das Mädchen, das soeben gesungen hatte, ein Zehnspfennigstück obenauf und sagte mit weicher, bittender Stimme: „Noch mal, Onkel!“

Wieder entlockte die Kurbel, die die zitternde Hand drehte, angereizte Töne. Wieder fiel eine Hand schlaff herab. Noch ein die Drehorgel.

„Gretchen ...!“ stürzte die Männerstimme, indem seine Hand einmal, zweimal zitternd über des Mädchens Haar fuhr: „Gretchen ... liebes Gretchen!“

Dann zog das Männlein mit dem Leiterkasten weiter.

Ein Kind ward geboren.

Von Eberhard Ruhmann.

Am Tage von Maria's Empfängnis geschah es, daß ein Mädchen namens Maria Michailiska, 23 Jahre alt, wegen verurteilter Abtreibung der Leibesfrucht vom Amtsgericht in L. zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt wurde. Beschämt und gedemütigt, weil ihre Sache gerade an diesem heiligen Tage zur Verhandlung kam, stand Maria Michailiska vor Gericht, blaß, verfallen, im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft. Sie gestand mit leiser Stimme den sträflichen Versuch, stammte dem Vorsitzenden, der in Einzelheiten ihrer Anzeige gefragt habe. Vertrauen zuerst auf die vielen kleinen Mittel und Mittelchen, von denen ein jedes hatte sicherer wirken sollen. Als das andere, dann aber, da nichts half und die Zeit hinging und die Verweisung, die Unruhe, die Angst immer ätzender wurden, der letzte Versuch in jener Septembarnacht, als sie allein lag in der Kammer. Näheres über diesen letzten Versuch konnte das Mädchen nicht angeben; die Erklärung, sie sei an dem wesen, wurde ihr nicht geglaubt und ihr Schwellen als schlechter Wille ausgelegt. Einzig ihrer Schreie, ihrer wütenden Schmerzen erinnerte sie sich, und so sei es ja schließlich gekommen, man habe sie meine Arbeitsstelle zu verlieren“, sagte Maria Michailiska zum Schluß, bereits verängstigt und unruhig, denn jedes ihrer Zweifel worden. Die Beratung war schnell beendet, das Urteil schnell gesprochen, wie ja überhaupt dieser ganze Fall viel zu belanglos, viel zu alltäglich war, um sich mit ihm — es schlug eben zwölf — eingehender zu befassen.

„Fabrikarbeiterin“, sagte eine Stunde danach Schädler, der Vorsitzende, als er im Familienkreise, Suppe löffelnd, von der Verhandlung erzählte, leichthin, anerkennend — mit einem Blick dabei seine drei Töchter der Reihe nach warnend an, „seht ihr, so kommt es immer, wenn man sich mit Männern einläßt.“ Dann, sich dem Vater zuwendend, gab Schädler der Bemerkung Ausdruck, daß die Person nun gottlos ihr Kind anstragen müsse, ja, ihre fröhlichen Bemerkungen seien so ungehörig, geradezu tollkühn gewesen, daß für die Leibesfrucht keinerlei Gefahr bestünde, daß sie in ihrem Sinne, doppelt gestraft, eigentlich dreifach, da sie naturgemäß ihrer Arbeitstätte verweigert ginge. Als Margot, die älteste Tochter, mit erregter Stimme verlaute Schädler die Achseln, Geseß sei Geseß, man habe übrigens bei der Urteilsberatung dem vorgeschrittenen Zustande der Angeklagten vollen Rücksicht genommen, so daß sie nach Ablauf der verhältnismäßig kurzen Haft in voller Freiheit ihre Stunde erwarten könne; worauf Frau Schädler betäubt kopfschüttelnd die Worte sprach: „Weihnachten im Gefängnis“ und Schädler abermals die Achseln zuckte.

Schädler's zweite Tochter, Erna, achtzehnjährig, stand nach dem Essen am Fenster des Schlafzimmers, lautlos vor sich hinweinend; die Erzählungen des Vaters hatten sie bedrückt, vorübergehend gepöbelnd und erlosch gemacht. Sie hatte Mühe gehabt, nicht schon bei Tisch ihrer verzweifelten Stimmung nachzugeben. Nun schloß sie sich

elend zum Sterben und am Ende der Kräfte. Seit drei Monate war sie schwanger. Ein Bankbeamter, der von ihr verehrt worden war, weil er im Caritas-Verein von Zeit zu Zeit selbstverfaßte lyrische Gedichte vortrug, hatte sie verführt, das Verhältnis währte kaum länger als acht Tage, dann wurde er, es war Anfang Oktober plötzlich in eine auswärtige Filiale versetzt, ließ nichts mehr von sich hören. Gewiß, ein ganz alltäglicher, belangloser Fall folgenreicher Verführung, deren Leidtragende oft ärmere hilflosere Wesen sind als Erna Schädler. Aber, und das ist es, sie war die Tochter eines Gerichtsrats, eines Mannes, der seinen Paragraphen verlegen war, eines Vaters, der vor dem Gesetze die Tochter verzeihen würde. Von ihm war kein Verständnis zu erwarten. Und dann, wer durfte es wagen, die Weihnachtsstimmung des Hauses zu trüben, gar den heiligen Abend, die Feiertage durch eine Katastrophe zu stören, jene seltene Festzeit im Jahr, da der Vater sich der Familie so ganz und gar widmete, mit ihr feierte und wieder lang und frühliche Spiele veranstaltete, und kurz vor Neujahr mit allen hinauf ins Riesengebirge zog, wo sie den Silvesterabend verbrachten, Jahr für Jahr, und nachts unter seiner Leitung vor der Tür der verschneiten Baude „Des Jahres letzte Stunde“ gemeinsam sangen ...

Erna, hoffnungslos als je, sah vom Fenster auf den kahlen Platz, fand alles grau, nächtlich, kümmerlich, die Tannenbäume, die zum Verkauf hingestellt waren, die Weihnachtsbuden, gefüllt mit widerlich-fäullichem Zuckerzeug, mit ärmlichem billigen Glitzer-schmuck, Glaskugeln und Wachsgelben. Sie sah die Freundin, die sie erwartete. Dieser Freundin, Mitschülerin, gleichaltrig, aber heftig und erfahrener in Liebesdingen, hatte sie sich anvertraut, mit ihrer Hilfe sollte an diesem Nachmittage ein entscheidender Schritt unternommen werden. Livia, die Freundin, hatte nichts wissen wollen von jenen unzulänglichen Mitteln, die sich die Schülerinnen geheimnisvoll gegenseitig anzupreisen pflegten, sinnlose Versuche, die auch Erna, wie sie gestand, schon unternommen hatte, Trinken stark gewürzten Rotweins, Auf- und Abpringen von Straßenbahnen, akrobatische Übungen und dergleichen mehr.

„Alles in Butter“, sagte Livia und bemühte sich, fleißig zu lachen, als Erna totbleich mit roten Augen aus dem Hause kam, „ich habe die Adresse, sei vernünftig, nimm dich zusammen!“ Erna hing am Arm der Freundin, ließ sich führen, teilnahmslos, wie ein betäubtes Tier. Livia plapperte, um sie abzulenken, irgend etwas von Weihnachtsgeschenken, heimlichen Arbeiten für die Eltern, ein Kissen für die Mutter, eine Stoffpuppe für die kleine Schwester, die große Freude bereiten wird. Siehe, ich verkünde euch große Freude, mußte Erna denken und hörte des Vaters ächzende Stimme, wenn er diesen Spruch der Weihnachtsgeschichte am heiligen Abend vorlas; mein Gott, wie unheimlich, ein Hohn, Fests der Freude, Friede auf Erden, Lichterglanz — was wird aus mir Verderberin, der Paragraf, der Weg zum Schafott, zum Gefängnis — wohin führst du mich? Die Wison eines Messers, rotyger Geräte, die drohend auf sie niederstiegen, Blut. Es war ihr unmöglich, weiterzugehen, die Beine versagten, Schwäche in den Knien, Livia mußte sie stützen. „Kommt“, sagte Livia ängstlich, „noch ein paar Schritte, gleich sind wir da, nur nicht hier auf der Straße ...“

Sie waren in eine Gasse eingebogen und gingen jetzt durch einen Lorbogen über einen holprigen, verschmutzten Hof. Junge Burken standen umher, Kinder, an den Fenstern neugierige Weiber. Erna schloß die Augen; sie sehen es mir an, wissen Bescheid, alle blicken auf mich — das ist kein Hof, das ist ein Gerichtssaal, sie klagen mich an, verurteilen mich. Und wieder des Vaters Stimme: Verurteilt zu sechs Wochen Gefängnis! Fast gewaltsam zog Livia sie eine Treppe empor, eine endlose knarrende dunkle Treppe mit einem wackeligen Eisengeländer, empor an undurchsichtig-gelben Fenstern, an Stockwerken mit geheimnisvollen Türen, aus denen man Säulmen, schlurfende Schritte, Gebell, Musik vernahm, aus denen Geräusche und Dämpfe quollen, widerlich sinkende, wie aus tausend Herzkäthen. Erna zögerte. Wie hoch hinauf ging das? Wohin? Schweißströme rannen über ihren Körper, nichts stand fest vor ihren Augen, Treppenschufen, Gitterstäbe schienen zu schwanken, mochte zu brechen, sie suchte einen Halt. Da wurde von oben her ein Schrei hörbar, schrill wie ein Sirenenpfeif, erschreckend, beängstigend, nur eines Kindes Schrei, aber in das Mädchen drang er wie ein Warnungssignal; sie gewann neue Kräfte, wandte sich, riß sich von der Freundin los, die Treppen hinab, durch all die Geräusche, den Schmutz, die Finsternis hindurch ins Freie, in reine, klare Luft, und trotz allem nach Hause, nach Hause!

„Mach, daß du zum Fest wieder wohlauflauf bist“, sagte Schädler zu seiner Tochter Erna, die seit Tagen krank im Bett lag; Fieber, Angstzustände, Abneigung gegen Medikamente, Arzt und sonstigen Hilfen, nur allein sein. Sie lächelte müde, „ich werde mir Mühe geben.“ Nach acht Tagen kam die Freundin, zum erstenmal seit jenem Nachmittage, trat ans Bett zu der Kranken. Die aber empfing sie schweigend, mit bösen Augen. Was sie tun wolle, fragte Livia. Erna wandte sich ab. Livia setzte sich auf den Bettrand, ergriff ihre Hände, saß stehend: nur jetzt nicht den Kopf verdecken, noch sei Zeit, ein Eingriff ungefährlich, tausend Frauen, tausend Mädchen hätten das zu überleben, sie sollte sich überlegen, an Weihnachten denken, an die Eltern ... Die Kranke schüttelte den Kopf. Livia rang die Hände, „du bist von Sinnen“. Die Tränen waren ihr nahe. Ich bin von Sinnen, dachte Erna, so weiß ich es schon. Die Fabrikarbeiterin, die Verbrecherin, von der Vater erzählt hat, will es auch gewesen sein — ich bin von Sinnen, wiederholte sie sich und empfand ein seltsam befreiendes Lustgefühl.

An diesem Abend, während draußen der erste Schnee fiel und nebenan die Schwestern weihnachtliche Lieder sangen, offenbarte Erna der Mutter ihren Zustand. Die Stimmung hatte sie überwältigt, die Einsamkeit, sie konnte ihr Geheimnis nicht länger allein tragen. Im Bett kniete preßte sie sich an die Mutter, weinte, stammelte, gab alles preis. Dann sank sie befreit zurück, alles schien von ihr genommen ... Alles schien der Mutter aufgebüdet, die, aberant von tausendfältigen Empfindungen, Fassungslosigkeit, Entsetzen, Schmerz und Mitleid, minutenlang dasand, die Hände auf den Mund gepreßt, unfähig, sich zu rühren. „Schöne Fest-überraschung“, sagte Schädler, als er von der Frau die Neuigkeit zu hören bekam, bewegte hilflos die Hände. Was ist zu machen? Die Weihnachtsstimmung war in Gefahr. Ging hinein zu der Tochter, strich ihr zärtlich über die Haare, die Arme und Hände, eine Geseß, die der Frau wie ein Wunder erschien. Nein, er tobte nicht, verfluchte nicht. Nach langer nächtlicher Beratung kam er zum Entschluß, die Sache aus der Welt zu schaffen, baldigt. Ihre der Familie, Ansehen und Ruf seines Namens, seines Amtes standes auf dem Spiel. Er verfaßte die Aufnahme der Tochter in eine Privatklinik, noch in derselben Nacht; auch er hatte seine Adressen. Nach vierundzwanzig Stunden war alles vorüber. Schmerzlos und sanftvoll hatte der geliebte Arzt die Operation vollzogen, nun lag das Mädchen in einem hellen sauberen Zimmer, erlöst und glücklich, und Tannenweize verbreiteten den wunderbaren Duft der Weihnachtzeit.

Und es geschah, daß fast zur gleichen Stunde die verurteilte Fabrikarbeiterin Maria Michailiska das Geseß erfüllte und in ihrer Zelle zu unerwarteter Zeit einem Knaben das Leben gab.

Humoristische Ede.

Neun Stück. Eine Dame will einige ihrer Grundstücke anlässlich Unterhändler ins Benehmen, der sie zu den Verkaufshandlungen auf einen bestimmten Tag bestellt. Zum Abhandeln kehrt sie nicht in die Stadt zurück, wohl aber findet ihr Sohn folgendes Telegramm von ihr vor: „Habe mein Liebhaber gefunden. Liebe deshalb heute nacht hier.“

Einige Jahre später — es war ein neugeborener Frühlingstag — schob ein angegrautes Männlein einen schätzbaren Karren über das holperige Dorfplaster. Sein Gang war müde, seine Augen schauten traurig.

Wieder hielt er an ... mit seinem Karren, auf dem eine alte Drehorgel besetzt war. Seine dürre Hand griff nach der Kurbel. Knarrende und ächzende Töne folgten. Kinder versammelten sich, mehr, immer mehr. Ein kleines Mädchen mit blondem Duttkopf und blauen Augen sang sogar zu dem einsamen Rhythmus.

Als das hagere Männlein nicht mehr orgelte und der Leiterkasten schwieg, legte das Mädchen, das soeben gesungen hatte, ein Zehnspfennigstück obenauf und sagte mit weicher, bittender Stimme: „Noch mal, Onkel!“

Wieder entlockte die Kurbel, die die zitternde Hand drehte, angereizte Töne. Wieder fiel eine Hand schlaff herab. Noch ein die Drehorgel.

„Gretchen ...!“ stürzte die Männerstimme, indem seine Hand einmal, zweimal zitternd über des Mädchens Haar fuhr: „Gretchen ... liebes Gretchen!“

Dann zog das Männlein mit dem Leiterkasten weiter.

Am Tage von Maria's Empfängnis geschah es, daß ein Mädchen namens Maria Michailiska, 23 Jahre alt, wegen verurteilter Abtreibung der Leibesfrucht vom Amtsgericht in L. zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt wurde. Beschämt und gedemütigt, weil ihre Sache gerade an diesem heiligen Tage zur Verhandlung kam, stand Maria Michailiska vor Gericht, blaß, verfallen, im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft. Sie gestand mit leiser Stimme den sträflichen Versuch, stammte dem Vorsitzenden, der in Einzelheiten ihrer Anzeige gefragt habe. Vertrauen zuerst auf die vielen kleinen Mittel und Mittelchen, von denen ein jedes hatte sicherer wirken sollen. Als das andere, dann aber, da nichts half und die Zeit hinging und die Verweisung, die Unruhe, die Angst immer ätzender wurden, der letzte Versuch in jener Septembarnacht, als sie allein lag in der Kammer. Näheres über diesen letzten Versuch konnte das Mädchen nicht angeben; die Erklärung, sie sei an dem wesen, wurde ihr nicht geglaubt und ihr Schwellen als schlechter Wille ausgelegt. Einzig ihrer Schreie, ihrer wütenden Schmerzen erinnerte sie sich, und so sei es ja schließlich gekommen, man habe sie meine Arbeitsstelle zu verlieren“, sagte Maria Michailiska zum Schluß, bereits verängstigt und unruhig, denn jedes ihrer Zweifel worden. Die Beratung war schnell beendet, das Urteil schnell gesprochen, wie ja überhaupt dieser ganze Fall viel zu belanglos, viel zu alltäglich war, um sich mit ihm — es schlug eben zwölf — eingehender zu befassen.

„Fabrikarbeiterin“, sagte eine Stunde danach Schädler, der Vorsitzende, als er im Familienkreise, Suppe löffelnd, von der Verhandlung erzählte, leichthin, anerkennend — mit einem Blick dabei seine drei Töchter der Reihe nach warnend an, „seht ihr, so kommt es immer, wenn man sich mit Männern einläßt.“ Dann, sich dem Vater zuwendend, gab Schädler der Bemerkung Ausdruck, daß die Person nun gottlos ihr Kind anstragen müsse, ja, ihre fröhlichen Bemerkungen seien so ungehörig, geradezu tollkühn gewesen, daß für die Leibesfrucht keinerlei Gefahr bestünde, daß sie in ihrem Sinne, doppelt gestraft, eigentlich dreifach, da sie naturgemäß ihrer Arbeitstätte verweigert ginge. Als Margot, die älteste Tochter, mit erregter Stimme verlaute Schädler die Achseln, Geseß sei Geseß, man habe übrigens bei der Urteilsberatung dem vorgeschrittenen Zustande der Angeklagten vollen Rücksicht genommen, so daß sie nach Ablauf der verhältnismäßig kurzen Haft in voller Freiheit ihre Stunde erwarten könne; worauf Frau Schädler betäubt kopfschüttelnd die Worte sprach: „Weihnachten im Gefängnis“ und Schädler abermals die Achseln zuckte.

Schädler's zweite Tochter, Erna, achtzehnjährig, stand nach dem Essen am Fenster des Schlafzimmers, lautlos vor sich hinweinend; die Erzählungen des Vaters hatten sie bedrückt, vorübergehend gepöbelnd und erlosch gemacht. Sie hatte Mühe gehabt, nicht schon bei Tisch ihrer verzweifelten Stimmung nachzugeben. Nun schloß sie sich

elend zum Sterben und am Ende der Kräfte. Seit drei Monate war sie schwanger. Ein Bankbeamter, der von ihr verehrt worden war, weil er im Caritas-Verein von Zeit zu Zeit selbstverfaßte lyrische Gedichte vortrug, hatte sie verführt, das Verhältnis währte kaum länger als acht Tage, dann wurde er, es war Anfang Oktober plötzlich in eine auswärtige Filiale versetzt, ließ nichts mehr von sich hören. Gewiß, ein ganz alltäglicher, belangloser Fall folgenreicher Verführung, deren Leidtragende oft ärmere hilflosere Wesen sind als Erna Schädler. Aber, und das ist es, sie war die Tochter eines Gerichtsrats, eines Mannes, der seinen Paragraphen verlegen war, eines Vaters, der vor dem Gesetze die Tochter verzeihen würde. Von ihm war kein Verständnis zu erwarten. Und dann, wer durfte es wagen, die Weihnachtsstimmung des Hauses zu trüben, gar den heiligen Abend, die Feiertage durch eine Katastrophe zu stören, jene seltene Festzeit im Jahr, da der Vater sich der Familie so ganz und gar widmete, mit ihr feierte und wieder lang und frühliche Spiele veranstaltete, und kurz vor Neujahr mit allen hinauf ins Riesengebirge zog, wo sie den Silvesterabend verbrachten, Jahr für Jahr, und nachts unter seiner Leitung vor der Tür der verschneiten Baude „Des Jahres letzte Stunde“ gemeinsam sangen ...

Erna, hoffnungslos als je, sah vom Fenster auf den kahlen Platz, fand alles grau, nächtlich, kümmerlich, die Tannenbäume, die zum Verkauf hingestellt waren, die Weihnachtsbuden, gefüllt mit widerlich-fäullichem Zuckerzeug, mit ärmlichem billigen Glitzer-schmuck, Glaskugeln und Wachsgelben. Sie sah die Freundin, die sie erwartete. Dieser Freundin, Mitschülerin, gleichaltrig, aber heftig und erfahrener in Liebesdingen, hatte sie sich anvertraut, mit ihrer Hilfe sollte an diesem Nachmittage ein entscheidender Schritt unternommen werden. Livia, die Freundin, hatte nichts wissen wollen von jenen unzulänglichen Mitteln, die sich die Schülerinnen geheimnisvoll gegenseitig anzupreisen pflegten, sinnlose Versuche, die auch Erna, wie sie gestand, schon unternommen hatte, Trinken stark gewürzten Rotweins, Auf- und Abpringen von Straßenbahnen, akrobatische Übungen und dergleichen mehr.

„Alles in Butter“, sagte Livia und bemühte sich, fleißig zu lachen, als Erna totbleich mit roten Augen aus dem Hause kam, „ich habe die Adresse, sei vernünftig, nimm dich zusammen!“ Erna hing am Arm der Freundin, ließ sich führen, teilnahmslos, wie ein betäubtes Tier. Livia plapperte, um sie abzulenken, irgend etwas von Weihnachtsgeschenken, heimlichen Arbeiten für die Eltern, ein Kissen für die Mutter, eine Stoffpuppe für die kleine Schwester, die große Freude bereiten wird. Siehe, ich verkünde euch große Freude, mußte Erna denken und hörte des Vaters ächzende Stimme, wenn er diesen Spruch der Weihnachtsgeschichte am heiligen Abend vorlas; mein Gott, wie unheimlich, ein Hohn, Fests der Freude, Friede auf Erden, Lichterglanz — was wird aus mir Verderberin, der Paragraf, der Weg zum Schafott, zum Gefängnis — wohin führst du mich? Die Wison eines Messers, rotyger Geräte, die drohend auf sie niederstiegen, Blut. Es war ihr unmöglich, weiterzugehen, die Beine versagten, Schwäche in den Knien, Livia mußte sie stützen. „Kommt“, sagte Livia ängstlich, „noch ein paar Schritte, gleich sind wir da, nur nicht hier auf der Straße ...“

Sie waren in eine Gasse eingebogen und gingen jetzt durch einen Lorbogen über einen holprigen, verschmutzten Hof. Junge Burken standen umher, Kinder, an den Fenstern neugierige Weiber. Erna schloß die Augen; sie sehen es mir an, wissen Bescheid, alle blicken auf mich — das ist kein Hof, das ist ein Gerichtssaal, sie klagen mich an, verurteilen mich. Und wieder des Vaters Stimme: Verurteilt zu sechs Wochen Gefängnis! Fast gewaltsam zog Livia sie eine Treppe empor, eine endlose knarrende dunkle Treppe mit einem wackeligen Eisengeländer, empor an undurchsichtig-gelben Fenstern, an Stockwerken mit geheimnisvollen Türen, aus denen man Säulmen, schlurfende Schritte, Gebell, Musik vernahm, aus denen Geräusche und Dämpfe quollen, widerlich sinkende, wie aus tausend Herzkäthen. Erna zögerte. Wie hoch hinauf ging das? Wohin? Schweißströme rannen über ihren Körper, nichts stand fest vor ihren Augen, Treppenschufen, Gitterstäbe schienen zu schwanken, mochte zu brechen, sie suchte einen Halt. Da wurde von oben her ein Schrei hörbar, schrill wie ein Sirenenpfeif, erschreckend, beängstigend, nur eines Kindes Schrei, aber in das Mädchen drang er wie ein Warnungssignal; sie gewann neue Kräfte, wandte sich, riß sich von der Freundin los, die Treppen hinab, durch all die Geräusche, den Schmutz, die Finsternis hindurch ins Freie, in reine, klare Luft, und trotz allem nach Hause, nach Hause!

„Mach, daß du zum Fest wieder wohlauflauf bist“, sagte Schädler zu seiner Tochter Erna, die seit Tagen krank im Bett lag; Fieber, Angstzustände, Abneigung gegen Medikamente, Arzt und sonstigen Hilfen, nur allein sein. Sie lächelte müde, „ich werde mir Mühe geben.“ Nach acht Tagen kam die Freundin, zum erstenmal seit jenem Nachmittage, trat ans Bett zu der Kranken. Die aber empfing sie schweigend, mit bösen Augen. Was sie tun wolle, fragte Livia. Erna wandte sich ab. Livia setzte sich auf den Bettrand, ergriff ihre Hände, saß stehend: nur jetzt nicht den Kopf verdecken, noch sei Zeit, ein Eingriff ungefährlich, tausend Frauen, tausend Mädchen hätten das zu überleben, sie sollte sich überlegen, an Weihnachten denken, an die Eltern ... Die Kranke schüttelte den Kopf. Livia rang die Hände, „du bist von Sinnen“. Die Tränen waren ihr nahe. Ich bin von Sinnen, dachte Erna, so weiß ich es schon. Die Fabrikarbeiterin, die Verbrecherin, von der Vater erzählt hat, will es auch gewesen sein — ich bin von Sinnen, wiederholte sie sich und empfand ein seltsam befreiendes Lustgefühl.

An diesem Abend, während draußen der erste Schnee fiel und nebenan die Schwestern weihnachtliche Lieder sangen, offenbarte Erna der Mutter ihren Zustand. Die Stimmung hatte sie überwältigt, die Einsamkeit, sie konnte ihr Geheimnis nicht länger allein tragen. Im Bett kniete preßte sie sich an die Mutter, weinte, stammelte, gab alles preis. Dann sank sie befreit zurück, alles schien von ihr genommen ... Alles schien der Mutter aufgebüdet, die, aberant von tausendfältigen Empfindungen, Fassungslosigkeit, Entsetzen, Schmerz und Mitleid, minutenlang dasand, die Hände auf den Mund gepreßt, unfähig, sich zu rühren. „Schöne Fest-überraschung“, sagte Schädler, als er von der Frau die Neuigkeit zu hören bekam, bewegte hilflos die Hände. Was ist zu machen? Die Weihnachtsstimmung war in Gefahr. Ging hinein zu der Tochter, strich ihr zärtlich über die Haare, die Arme und Hände, eine Geseß, die der Frau wie ein Wunder erschien. Nein, er tobte nicht, verfluchte nicht. Nach langer nächtlicher Beratung kam er zum Entschluß, die Sache aus der Welt zu schaffen, baldigt. Ihre der Familie, Ansehen und Ruf seines Namens, seines Amtes standes auf dem Spiel. Er verfaßte die Aufnahme der Tochter in eine Privatklinik, noch in derselben Nacht; auch er hatte seine Adressen. Nach vierundzwanzig Stunden war alles vorüber. Schmerzlos und sanftvoll hatte der geliebte Arzt die Operation vollzogen, nun lag das Mädchen in einem hellen sauberen Zimmer, erlöst und glücklich, und Tannenweize verbreiteten den wunderbaren Duft der Weihnachtzeit.

Und es geschah, daß fast zur gleichen Stunde die verurteilte Fabrikarbeiterin Maria Michailiska das Geseß erfüllte und in ihrer Zelle zu unerwarteter Zeit einem Knaben das Leben gab.

Humoristische Ede.

Neun Stück. Eine Dame will einige ihrer Grundstücke anlässlich Unterhändler ins Benehmen, der sie zu den Verkaufshandlungen auf einen bestimmten Tag bestellt. Zum Abhandeln kehrt sie nicht in die Stadt zurück, wohl aber findet ihr Sohn folgendes Telegramm von ihr vor: „Habe mein Liebhaber gefunden. Liebe deshalb heute nacht hier.“

Einige Jahre später — es war ein neugeborener Frühlingstag — schob ein angegrautes Männlein einen schätzbaren Karren über das holperige Dorfplaster. Sein Gang war müde, seine Augen schauten traurig.

Wieder hielt er an ... mit seinem Karren, auf dem eine alte Drehorgel besetzt war. Seine dürre Hand griff nach der Kurbel. Knarrende und ächzende Töne folgten. Kinder versammelten sich, mehr, immer mehr. Ein kleines Mädchen mit blondem Duttkopf und blauen Augen sang sogar zu dem einsamen Rhythmus.

Als das hagere Männlein nicht mehr orgelte und der Leiterkasten schwieg, legte das Mädchen, das soeben gesungen hatte, ein Zehnspfennigstück obenauf und sagte mit weicher, bittender Stimme: „Noch mal, Onkel!“

Wieder entlockte die Kurbel, die die zitternde Hand drehte, angereizte Töne. Wieder fiel eine Hand schlaff herab. Noch ein die Drehorgel.

„Gretchen ...!“ stürzte die Männerstimme, indem seine Hand einmal, zweimal zitternd über des Mädchens Haar fuhr: „Gretchen ... liebes Gretchen!“

Dann zog das Männlein mit dem Leiterkasten weiter.

Am Tage von Maria's Empfängnis geschah es, daß ein Mädchen namens Maria Michailiska, 23 Jahre alt, wegen verurteilter Abtreibung der Leibesfrucht vom Amtsgericht in L. zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt wurde. Beschämt und gedemütigt, weil ihre Sache gerade an diesem heiligen Tage zur Verhandlung kam, stand Maria Michailiska vor Gericht, blaß, verfallen, im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft. Sie gestand mit leiser Stimme den sträflichen Versuch, stammte dem Vorsitzenden, der in Einzelheiten ihrer Anzeige gefragt habe. Vertrauen zuerst auf die vielen kleinen Mittel und Mittelchen, von denen ein jedes hatte sicherer wirken sollen. Als das andere, dann aber, da nichts half und die Zeit hinging und die Verweisung, die Unruhe, die Angst immer ätzender wurden, der letzte Versuch in jener Septembarnacht, als sie allein lag in der Kammer. Näheres über diesen letzten Versuch konnte das Mädchen nicht angeben; die Erklärung, sie sei an dem wesen, wurde ihr nicht geglaubt und ihr Schwellen als schlechter Wille ausgelegt. Einzig ihrer Schreie, ihrer wütenden Schmerzen erinnerte sie sich, und so sei es ja schließlich gekommen, man habe sie meine Arbeitsstelle zu verlieren“, sagte Maria Michailiska zum Schluß, bereits verängstigt und unruhig, denn jedes ihrer Zweifel worden. Die Beratung war schnell beendet, das Urteil schnell gesprochen, wie ja überhaupt dieser ganze Fall viel zu belanglos, viel zu alltäglich war, um sich mit ihm — es schlug eben zwölf — eingehender zu befassen.

„Fabrikarbeiterin“, sagte eine Stunde danach Schädler, der Vorsitzende, als er im Familienkreise, Suppe löffelnd, von der Verhandlung erzählte, leichthin, anerkennend — mit einem Blick dabei seine drei Töchter der Reihe nach warnend an, „seht ihr, so kommt es immer, wenn man sich mit Männern einläßt.“ Dann, sich dem Vater zuwendend, gab Schädler der Bemerkung Ausdruck, daß die Person nun gottlos ihr Kind anstragen müsse, ja, ihre fröhlichen Bemerkungen seien so ungehörig, geradezu tollkühn gewesen, daß für die Leibesfrucht keinerlei Gefahr bestünde, daß sie in ihrem Sinne, doppelt gestraft, eigentlich dreifach, da sie naturgemäß ihrer Arbeitstätte verweigert ginge. Als Margot, die älteste Tochter, mit erregter Stimme verlaute Schädler die Achseln, Geseß sei Geseß, man habe übrigens bei der Urteilsberatung dem vorgeschrittenen Zustande der Angeklagten vollen Rücksicht genommen, so daß sie nach Ablauf der verhältnismäßig kurzen Haft in voller Freiheit ihre Stunde erwarten könne; worauf Frau Schädler betäubt kopfschüttelnd die Worte sprach: „Weihnachten im Gefängnis“ und Schädler abermals die Achseln zuckte.

Schädler's zweite Tochter, Erna, achtzehnjährig, stand nach dem Essen am Fenster des Schlafzimmers, lautlos vor sich hinweinend; die Erzählungen des Vaters hatten sie bedrückt, vorübergehend gepöbelnd und erlosch gemacht. Sie hatte Mühe gehabt, nicht schon bei Tisch ihrer verzweifelten Stimmung nachzugeben. Nun schloß sie sich

elend zum Sterben und am Ende der Kräfte. Seit drei Monate war sie schwanger. Ein Bankbeamter, der von ihr verehrt worden war, weil er im Caritas-Verein von Zeit zu Zeit selbstverfaßte lyrische Gedichte vortrug, hatte sie verführt, das Verhältnis währte kaum länger als acht Tage, dann wurde er, es war Anfang Oktober plötzlich in eine auswärtige Filiale versetzt, ließ nichts mehr von sich hören. Gewiß, ein ganz alltäglicher, belangloser Fall folgenreicher Verführung, deren Leidtragende oft ärmere hilflosere Wesen sind als Erna Schädler. Aber, und das ist es, sie war die Tochter eines Gerichtsrats, eines Mannes, der seinen Paragraphen verlegen war, eines Vaters, der vor dem Gesetze die Tochter verzeihen würde. Von ihm war kein Verständnis zu erwarten. Und dann, wer durfte es wagen, die Weihnachtsstimmung des Hauses zu trüben, gar den heiligen Abend, die Feiertage durch eine Katastrophe zu stören, jene seltene Festzeit im Jahr, da der Vater sich der Familie so ganz und gar widmete, mit ihr feierte und wieder lang und frühliche Spiele veranstaltete, und kurz vor Neujahr mit allen hinauf ins Riesengebirge zog, wo sie den Silvesterabend verbrachten, Jahr für Jahr, und nachts unter seiner Leitung vor der Tür der verschneiten Baude „Des Jahres letzte Stunde“ gemeinsam sangen ...

Erna, hoffnungslos als je, sah vom Fenster auf den kahlen Platz, fand alles grau, nächtlich, kümmerlich, die Tannenbäume, die zum Verkauf hingestellt waren, die Weihnachtsbuden, gefüllt mit widerlich-fäullichem Zuckerzeug, mit ärmlichem billigen Glitzer-schmuck, Glaskugeln und Wachsgelben. Sie sah die Freundin, die sie erwartete. Dieser Freundin, Mitschülerin, gleichaltrig, aber heftig und erfahrener in Liebesdingen, hatte sie sich anvertraut, mit ihrer Hilfe sollte an diesem Nachmittage ein entscheidender Schritt unternommen werden. Livia, die Freundin, hatte nichts wissen wollen von jenen unzulänglichen Mitteln, die sich die Schülerinnen geheimnisvoll gegenseitig anzupreisen pflegten, sinnlose Versuche, die auch Erna, wie sie gestand, schon unternommen hatte, Trinken stark gewürzten Rotweins, Auf- und Abpringen von Straßenbahnen, akrobatische Übungen und dergleichen mehr.

„Alles in Butter“, sagte Livia und bemühte sich, fleißig zu lachen, als Erna totbleich mit roten Augen aus dem Hause kam, „ich habe die Adresse, sei vernünftig, nimm dich zusammen!“ Erna hing am Arm der Freundin, ließ sich führen, teilnahmslos, wie ein betäubtes Tier. Livia plapperte, um sie abzulenken, irgend etwas von Weihnachtsgeschenken, heimlichen Arbeiten für die Eltern, ein Kissen für die Mutter, eine Stoffpuppe für die kleine Schwester, die große Freude bereiten wird. Siehe, ich verkünde euch große Freude, mußte Erna denken und hörte des Vaters ächzende Stimme, wenn er diesen Spruch der Weihnachtsgeschichte am heiligen Abend vorlas; mein Gott, wie unheimlich, ein Hohn, Fests der Freude, Friede auf Erden, Lichterglanz — was wird aus mir Verderberin, der Paragraf, der Weg zum Schafott, zum Gefängnis — wohin führst du mich? Die Wison eines Messers, rotyger Geräte, die drohend auf sie niederstiegen, Blut. Es war ihr unmöglich, weiterzugehen, die Beine versagten, Schwäche in den Knien, Livia mußte sie stützen. „Kommt“, sagte Livia ängstlich, „noch ein paar Schritte, gleich sind wir da, nur nicht hier auf der Straße ...“

Sie waren in eine Gasse eingebogen und gingen jetzt durch einen Lorbogen über einen holprigen, verschmutzten Hof. Junge Burken standen umher, Kinder, an den Fenstern neugierige Weiber. Erna schloß die Augen; sie sehen es mir an, wissen Bescheid, alle blicken auf mich — das ist kein Hof, das ist ein Gerichtssaal, sie klagen mich an, verurteilen mich. Und wieder des Vaters Stimme: Verurteilt zu sechs Wochen Gefängnis! Fast gewaltsam zog Livia sie eine Treppe empor, eine endlose knarrende dunkle Treppe mit einem wackeligen Eisengeländer, empor an undurchsichtig-gelben Fenstern, an Stockwerken mit geheimnisvollen Türen, aus denen man Säulmen, schlurfende Schritte, Gebell, Musik vernahm, aus denen Geräusche und Dämpfe quollen, widerlich sinkende, wie aus tausend Herzkäthen. Erna zögerte. Wie hoch hinauf ging das? Wohin? Schweißströme rannen über ihren Körper, nichts stand fest vor ihren Augen, Treppenschufen, Gitterstäbe schienen zu schwanken, mochte zu brechen, sie suchte einen Halt. Da wurde von oben her ein Schrei hörbar, schrill wie ein Sirenenpfeif, erschreckend, beängstigend, nur eines Kindes Schrei, aber in das Mädchen drang er wie ein Warnungssignal; sie gewann neue Kräfte, wandte sich, riß sich von der Freundin los, die Treppen hinab, durch all die Geräusche, den Schmutz, die Finsternis hindurch ins Freie, in reine, klare Luft, und trotz allem nach Hause, nach Hause!

„Mach, daß du zum Fest wieder wohlauflauf bist“, sagte Schädler zu seiner Tochter Erna, die seit Tagen krank im Bett lag; Fieber, Angstzustände, Abneigung gegen Medikamente, Arzt und sonstigen Hilfen, nur allein sein. Sie lächelte müde, „ich werde mir Mühe geben.“ Nach acht Tagen kam die Freundin